Charakter-

und

Sittenbilder

aus dem

deutschen

Böhmerwalde.

Von

Johann Peter.

Graz 1886.

Druck und Verlag „Leykam“.

Charakter- und Sittenbilder

aus dem

deutschen Böhmerwalde.

Von

Johann Peter.

Graz 1886.

Druck und Verlag „Leykam“.

Dem vaterländischen Dichter

Herrn P. K. Rosegger

in ehrerbietiger Bewunderung

und Dankbarkeit

zugeeignet

vom Verfasser.

Einleitung.

Der Verfasser dieser theils in Rosegger's „Heimgarten“ abgedruckten Skizzen zählt den Böhmerwald zu seinen idealen Gütern, weil er diesem wildromantischen Waldgebirge mit seinen stolzen, ätherumwobenen Berggipfeln und poesiereichen Hainen, mit seinen melancholisch-träumenden Hochwaldseen und schroffen Seewänden, wildschönen Schluchten und freundlichen Thalmulden, murmelnden Bächlein und plaudernden Quellen, grünenden Triften und blumigen Auen, trauernden Mooren und sonnigen Schlägen Alles: Jugend und Frohsinn, Herz und Gemüth, Patriotismus und Loyalität, Liebe und Leben verdankt.

Der Böhmerwald ist „ein unbekanntes Prachtwerk der Natur“, wie Heinr. Leo Weber ganz treffend sagt, ein Wald, der es ebenso wert wäre, von Dichtersang verherrlicht zu werden, wie der Schwarzwald. Er zählt zu den schönsten, wildesten Mittelgebirgen Deutschlands, hat ein schönes Stück historisch-denkwürdiger Vergangen-

heit hinter sich, hat blühende Städte, freundliche Dörfer und Flecken und deutschbiedere, herzlich brave Bewohner, die gerade so gut wie die Schwaben und Franken dem ruhmbewährten Volksstamme der Germanen angehören. Ja noch mehr: wahre Altgermanen sind es, denen der Tourist auf seinen Wanderungen durch die weltstillen Urwaldstrecken dieses Gebirges begegnet: Altgermanen in ihrem ganzen Gebahren, in Sitte und Brauch, Denkungs- und Handlungsweise, in Wort und That.

Ein Stück Mittelalter hat sich im Böhmerwalde noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Das beweisen die Sprache, die Sage, das Märchen, das Volkslied, die Religion und insbesondere die Sitten und Bräuche, wie sie sich bei den einzelnen Volkscharakteren offenbaren und denen ein großer culturhistorischer Wert nicht abgesprochen werden kann. Der Grund dieser von altersgrauer Zeit bis auf der Gegenwart Tage lebendig erhaltenen Volkscharaktere in ihrer ungezwungenen Echtheit und ungeheuchelten Natürlichkeit, dieser urwüchsigen Sitten und originellen Gebräuche wurzelt in dem Umstande, daß merkwürdiger Weise gerade dieses an Schönheiten so reiche und hinsichtlich der geographischen Lage so sehr begünstigte Waldgebirge bis in die jüngste Zeit der Alles umgestaltenden Cultur so zu sagen verschlossen blieb. Der Waldbauer und der Köhler lebten neben dem Hirten und Holzhacker ein einfach-friedliches Dasein, und nur selten

durchschweifte ein Jäger die Forste, was der Umstand beweist, daß bis in die neueste Zeit noch Bären und Wölfe im Böhmerwalde hausten. Da endlich bahnte sich das erobernde, siegeslustige Dampfroß auch seinen Weg in diese Hochwaldwildniß, und nun kamen Schwärme von Touristen, die skizzirten, zeichneten, malten, schriftstellerten, „Führer durch den Böhmerwald" erblickten das Licht der Welt, in die Tagesblätter wurde eine Legion von Landschaftsskizzen hinausgeschleudert, einige verherrlichten sogar, und mit Recht! den Wald in Gedichten u. s. w.; aber des Waldes wahrstes Wesen, des Waldlebens ureigenster Kern: das Volk blieb unberücksichtigt! Freilich kann das Volk nur dann gewürdigt werden, wenn man sich klar ist über die Bedeutung der großen, naturwahren und weltreinen Volksseele, und um diese Volksseele vollinhaltlich zu begreifen, dazu gehört jahrelanges Studium, dazu gehört die Wechselwirkung zwischen ihr und der Culturseele des Reisenden! — Meiner Ansicht nach muß Derjenige, der das Volk lieben und würdigen will, selbst so ein Stück Volksseele im Leibe tragen, dann wird er auch den Volkscharakter, des Volkes Lied, des Volkes Brauch und markige Sprache verstehen und wird an diesem Verständnisse seine herzliche Freude haben: denn im Garten des Volkes schließt sich der beobachtenden Seele eine Wunderwelt voll Märchenpracht und Sagenduft auf.

Der Verfasser ist ein Böhmerwäldler mit Leib und Seele; von seiner Geburt bis zu seiner Mündigkeit hat er dieses in seiner Art einzige Gebirge bewohnt, er ist ein Kind des Volkes, hat mit diesem gelebt und geliebt, geweint und gelacht, gefühlt und gestrebt, hat mit diesem Sitte und Brauch geübt und so sich eine gründliche, umfassende Kenntniß des Volkscharakters und des Volkslebens angeeignet.

Diese Volkscharaktere und Volkssitten bilden nun den Gegenstand dieses Buches. Möge dasselbe dazu beitragen, die Liebe zum Volke und zur Natur zu wecken und zu veredeln, das wird dann des Verfassers schönster Lohn sein!

Groß-Meiseldorf bei Wien, im Feber 1886.

Der Verfasser.

I.

Charakterbilder.

Der Waldbauer.

Der Beschäftigung und der wohnörtlichen Lage nach unterscheidet man Waldbauern und Feldbauern. Der Waldbauer ist der ureigentliche Sohn des Hochwaldes, das wahre Kind der Berge. Der Hochwald ist seine Heimstätte, sein Freudenpalast, sein Gotteshaus und sein Ruhethal. Dort lebt er, unbekümmert um Kunst und Wissenschaft, um Politik und die brennenden Fragen des Tages, wohlgemuth unter Seinesgleichen und singt aus froher Seele mit den Vögeln des Waldes sein Morgen- und Abendlied, sein Leid und seine Freude. Die Alles umgestaltende Cultur ist ihm bis heute noch größtentheils fern geblieben; in die düsteren Tannenforste, in das Bereich himmelanstrebender Berge und gähnender Fels- und Waldschluchten hat sie ihren beflügelten Fuß noch selten gesetzt, an des Waldbauers Hütte hat sie noch nicht oft geklopft — und so lebt dieser ein Leben reinster und tiefster Natürlichkeit. Er ist ein echtes Kind des Waldes, ein wahres Exempel seiner Väter, ein getreuer Spiegel des Lebens seiner Ahnen im Gebirge.

Wie ihn die Natur in das Bereich ihrer Schöpfung hingestellt, so steht er noch heutzutage da, und was er

von seinen Vätern durch mündliche Ueberlieferung geerbt, das befolgt er noch heute getreulich und mit Consequenz. Das Bischen „Volksbildung“ hat an seinem steifen, altmodischen Wesen nur wenig umgemodelt, und wenn er es auch gerne sieht, daß seine Kinder lesen, schreiben und rechnen lernen, und er sie deshalb gewissenhaft in die Schule schickt, so ist er doch auf die „g'schudierten Leut“ nicht gut zu sprechen, weil sie fort etwas „Neues aufbringen“ und den Bauer verspotten.

Sein Aeußeres ist ganz und gar seinem Bildungsgrade und seiner Umgebung angemessen. Der Waldbauer kennt nur zwei „Gwonda“ (Kleider): Das „Feitoggwond“ und das „Weatagwond“. Letzteres besteht zur Sommerszeit aus einer „rupfernen Pfoad“ (Hemd aus roher Leinwand), aus einer weiß= oder blauleinenen Hose, ferner aus einem „Leibl“ (Weste) und nur selten aus einem kurzen, altmodischen Rock, „Schoig“ genannt. Diesen trägt er nur an kalten Tagen, während er sonst den größten Theil des Sommers „iamlad“ (in Hemdärmeln) herumgeht. Ebenso sehr ist er an das Entbehren von Schuhen und Kopfbedeckung gewöhnt. Nur die älteren Männer tragen grobe, weitkrämpige Filzhüte, während Burschen und Knaben fast ausschließlich „boahaupat“ herumgehen.

Die Fußbekleidung besteht fast einzig und allein in „Holzschuhen“, ein im Böhmerwalde allenthalben bekanntes Kunstproduct der Holzindustrie, die von Berufs=„Holzschuhmachern“ um geringen Preis verfertigt und sowohl in's Inland als auch in's Ausland in großen Sendungen verfrachtet werden. Es gibt Waldbauern, die an ihre Holzschuhe so sehr gewöhnt sind, daß sie dieselben

nicht einmal an Sonn= und Feiertagen ablegen, an welchen Tagen doch fast der größte Theil der Gebirgsbevölkerung Lederschuhe trägt. Die Lederschuhe müssen jedoch „gschont“ werden, weil sie „thuia“ (theuer) sind und weil man das „Goid net zan Wegweafa hod“. Deswegen trägt man dieselben nur am Sonnvormittage beim Kirchgange und Nachmittags vertauscht man sie mit Pantoffeln, weil dieselben „zan Häusageh'n a guad sand“. Ein wichtiges Kleidungsstück ist endlich dem Waldbauer das „Hoistüachl“, an dessen Beibehaltung der Wäldler mit eiserner Consequenz festhält. Das Halstuch ist weiß oder rothgefärbt und wird so gebunden, daß der „Knopf“ genau in die Mitte des Halses zu liegen kommt, was bei den Wäldlern als „schön“ und „nobl“ gilt. — So seine Sommerkleidung.

Die Winterkleidung des Waldbauers unterscheidet sich hinsichtlich der Stärke der Stoffe nur unwesentlch von der Sommerkleidung. Der Wäldler ist „uis gwont“ (Alles gewohnt); er ist „koa Bamzapfa“ (kein Baumzapfen), wie er sich selbst auszudrücken pflegt, wenn es gilt, seinen Muth und seine Abhärtung durch das Wort zu beweisen. Uebrigens gestaltet sich der Winter im Böhmerwalde nicht allzu rauh; denn der eisige Nord wird durch die Bergwände und Waldbestände zurückgehalten, und Flüsse sind keine da, die durch ihre Verdunstung die beißende Naßkälte erzeugen würden. — Im Winter nun trägt der Waldbauer das „Tscheakagwond“, aus Hose, Rock und Weste bestehend, das mitunter so sehr geflickt ist, daß beinahe „ein Fleck den andern hält“. Die Hose wird unten bei den Fußknöcheln mittelst Spagates zusammengebunden und darüber zieht

man die langen Wollstrümpfe an. Weil der Bauer zur Winterszeit größtentheils im Walde beschäftigt ist, im Walde aber tiefer Schnee liegt und keine Bahnen sind, so bedient er sich während dieser Jahreszeit der sogenannten „Schnürschuhe", großer, dicksohliger, bezungter Lederschuhe, die man mittelst Lederriemen zusammenschnürt. Damit diese Schuhe recht lange „aushalten", werden die Sohlen mit starken und zahlreichen Eisennägeln beschlagen. — Diese Schuhe haben ein ungewöhnliches Gewicht und sind Ursache des schwerfälligen, lärmenden Ganges des Waldbauers. — Der Hals wird durch einen buntgemalten „Schai" (Shawl), den sich der Waldbauer schon am „Martinimarkt" für den Winter gekauft hatte, geschützt, und als Kopfbedeckung dient die sogenannte „Pudlhaum", die bis unter die Ohren hinabgezogen wird und die der Waldbauer weder zu Hause noch in der Schenke abnimmt. Den Städter mag es immerhin befremden, wenn er beim Betreten einer Böhmerwald-Dorfschenke alle Bauern mit ihren Hüten und Hauben an den Tischen herum sitzen sieht, wenn ein Bauer eintritt und sich ganz gemächlich an seiner Seite niederläßt, unbekümmert um den „Stodherrn", unbekümmert um Stadtsitte und Anstand, wenn er sich zuerst eine Pfeife klopft, dann stopft, ganz ungenirt vor des Stadtherrn Nase das Zündhölzchen anreibt und die Pfeife anzündet, alsbald aus derselben einen erstickenden Rauchqualm hervorzaubert, hin und wieder ungezogen auflacht, wenn ein Tischnachbar einen groben Witz „geschnitten", fluchend den Wirt herbeiruft, wenn ihm derselbe nicht sogleich „einschenkt" — sonst aber, hingelümmelt auf den

Tisch, mit aufgesperrtem Munde dasitzt und starr und unverwandt den Fremden anglotzt. Doch ist es einmal so Sitte, und wer sie nicht versteht, der verwundert sich darüber; der Volkskenner wird sie allerdings gerne entschuldigen, da er ganz gut weiß, daß gegen diese Unsitte selbst Lehrer und Pfarrer, diese zwei Dorfregenten, vergeblich ankämpfen.

Was des Waldbauers Persönlichkeit anbelangt, so ist dieselbe trotz des im Böhmerwalde vorkommenden schönen Menschenschlages weniger imponirend. Schlechte Kost, harte Arbeit und Familiensorgen machen den Wäldler bald alt, dem Anscheine nach schwach und mager. Seine Statur ist mittelgroß, wiewohl es auch hie und da, besonders gegen Bayern hin, Männer von wahrhaft reckenartigem Aussehen gibt. Körperfülle und Fettleibigkeit sind Seltenheiten. Der Waldbauer scheint im Gegentheile etwas schwächlicher Natur zu sein, aber es ist nur Schein: denn in Wahrheit besitzt er eine derartige Muskelkraft, daß er ganz leicht ein Kalb stundenlang trägt und stärkere Baumäste entzwei bricht. Die Grundbedingungen zu einer derartigen Körperkraft wurzeln in der reinen, stärkenden Gebirgsluft, in dem gesunden Gebirgswasser, in der stickstoff- und käsehältigen Nahrung und in dem entsprechenden Maße von Bewegung und Abhärtung.

Das Haar des Waldbauers ist zumeist blond und nur höchst selten gelockt; dasselbe wird jedoch sehr vernachlässigt, da sich einzelne Bauern nur einmal in der Woche, und zwar am Sonntage, waschen und kämmen. Deshalb trifft man unter den Waldbauern des Böhmer-

waldes so viele Kahlköpfe — „Glatzen“ — an, die gerade noch nicht in das sichere Zeitalter der Perücken gehörten. — Das Haar wird nur selten lang getragen, beinahe jeden Monat läßt sich der Wäldler beim „Hoaschneida schean“ (abscheeren“). Die Frisur ist echt bäuerisch: statt hinauf, kämmt man sich die Haare in die Stirne herab, und ein großes Gewicht legt man darauf, daß die Schläfen von den „Schoitln“ (glatt an die Schläfen gekämmte Haare) geziert sind.

Das Gesicht des Waldbauers ist mit lebensfrischem Roth übergossen; die Backenknochen treten bei zunehmendem Alter immer mehr und mehr hervor, die Augen sind blau, und Kinn und Wangen und Kehle umschließt der üppig wuchernde schwarze Bart, auf den der Waldbauer besonders viel hält; deshalb wird derselbe auch besonders gepflegt; alle Sonntage „boiwiad“ (rasirt) sich der Wäldler. Einen „Boiwiara“ braucht er nicht, weil er selbst da „Boiwian“ kann. Er hat sein eigenes „Boiwiamessa“, seinen eigenen „Boiwiaspiagl“ und sein eigenes „Boiwiaglas“. So ausgerüstet, setzt er sich ganz bequem zum Tisch und rasirt sich ebenso schön und sicher, wie wenn dieses Geschäft ein Berufs-Barbier ausgeübt hätte.

Der übrige Körper ist normal entwickelt und etwas plump, was wohl von der schweren Arbeit herrühren mag. — Durch auffallende Größe und Derbheit zeichnen sich Hand und Fuß aus.

Was nun endlich das physische Leben des Waldbauers anbelangt, so läßt sich darüber viel ihm Eigenthümliches, Originelles und Lobenswerthes sagen.

In jedes Menschen Brust schlummern zwei Triebe: der Trieb zum Guten und die Neigung zum Schlechten. Ob der eine oder die andere zur Entwickelung gelangt, hängt zumeist von der richtigen oder verfehlten Erziehung ab. Diese wird nun ausgeübt von der Natur selbst — natürliche Erziehung — und durch die Erziehungskunst — künstliche Erziehung.

Der erste Erzieher des Waldbauers ist die Natur. Schon in seiner zartesten Kindheit hat er Gelegenheit, das großartige Schauspiel des Waldes, das Ineinanderweben, die Wechselwirkung und den harmonischen Gleichklang der Naturkräfte zu beobachten und zu bewundern. Die Natur ist ihm Sinnbild seines eigenen Lebens, ist ihm Vermittlerin eines höchsten Wesens, ist seine Freundin und Lehrmeisterin. Der Frühling bringt in die Bergwälder frisches Grün und schwellende Knospen — ein Bild des Werdens. Der Sommer entfaltet des Lenzes Keime zur vollsten Ueppigkeit und Reife: ein Bild der Vollendung. Jetzt kommt der Herbst mit seiner unsagbar melancholischen Ruhe in die Wälder; die Blätter werden welk und fallen ab, die Vögel ziehen südwärts und leise träumen Wald und Au: ein Bild der Vergänglichkeit. Da kommt endlich der alte, thatkräftige Winter und breitet über die abgestorbene Erde das weiße Leichentuch: ein Bild des kommenden Todesschlafes.

So wirken die vier Jahreszeiten sinnbildlich auf des Wäldlers Gemüth und regen ihn frühzeitig zur Betrachtung über den Zusammenhang dieser Thatsachen an. Und diese Betrachtung führt seinen Geist in die Bahnen der Unendlichkeit: zu Gott, dem Schöpfer alles dessen, was der Wäldler vor und um sich sieht. — So gehen auch

die großartigen Naturerscheinungen nicht spurlos an seiner Seele Pforten vorüber. So erkennt er in der Majestät des Gewitters und im Brausen des Sturmwindes den Zorn und die Erhabenheit Gottes; im Regenbogen bewundert er der Allmacht Güte und Barmherzigkeit; im goldblinkenden Maiensonnenschein und mildträufelnden Sommerregen erkennt er des Schöpfers väterliche Fürsorge und im Schauspiel des Waldes der Unendlichkeit ewig wirkende Allmacht und Regierung. Deshalb sind die Wäldler so tiefangelegte religiöse Naturen, die mit kindlichem Eifer und naivem Glauben an den Lehren der Kirche hangen und dieselben gewissenhaft und mit hingebender Selbstaufopferung befolgen. Der Pfarrer wird mit Handkuß und „G'lobt sei Jesus Christus“ begrüßt. Geht der Waldbauer an einem Kreuz- oder Marienbilde vorüber, so lüftet er andächtig den Hut, bezeichnet sich mit dem heiligen Kreuze und schreitet, ein kleines Gebet sprechend, gottergeben fürbaß. Am Sonntage fehlt er auch sicher nicht in der Kirche und andächtig lauscht er den Worten des Predigers und singt mit den Orgelklängen das deutsche Meßlied. Dabei vergißt er auch nicht des Rosenkranzes und des „Meßbüachls“, aus dem er fleißig liest und betet. Auch der Aberglaube mangelt nicht. Drei- bis viermal pilgert er mit seinen Dorfleuten betend und singend nach den berühmtesten Wallfahrtsorten und selbst nach Heiligenberg lenkt er seine Pilgerschritte, um dort vermittelst übernatürlicher Hilfe das zu erlangen, was er auf natürlichem Wege nicht zu erreichen im Stande ist. — Die Processionen ehrt er auf's heiligste; singend durchzieht er die Fluren und ruft die Allmacht an, seine

Felder und Feldfrüchte vor Hagelschlag, Ueberschwemmung u. dgl. m. zu schonen. Der Gottesliebe entspricht auch die Nächstenliebe. Es gehört zu den Seltenheiten, wenn sich zwei Waldbauern vor Gericht „herumschlagen". Processe und Grenzstreitigkeiten kennt der Hinterwäldler nicht. Die Bettler und Waisen finden in seinem gastfreundlichen Hause ein schutzbietendes Obdach und Fremden begegnet er mit Zuvorkommenheit und Dienstwilligkeit.

Was er sagt, das ist meist treu und redlich gemeint; Verstellung und Heuchelei sind ihm nicht geläufig; Verleumdung und Ohrenbläserei sind ihm verhaßt. Treue und Gutmüthigkeit sind wesentliche Grundzüge seines Charakters. Auch der Gemüthlichkeit und der fröhlichen Geselligkeit ist er nicht abhold; gerne sitzt er in der Dorfschenke unter Seinesgleichen und „spielt Karten" oder „scheibt Kegel", oder er erzählt „vom Napoleon", von Kaiser Josef, von den Türkenkriegen, von Robinson u. dgl. m. Dabei raucht er behaglich seine Pfeife und wenn ein Anderer eine „Räuber- und Geisterg'schicht" zum Besten gibt, so lauscht er mit förmlicher Andacht dieser Erzählung und kann sich über diese wunderbaren Begebenheiten nicht genug verwundern. Musik liebt er unendlich; nur darf sie keine classische sein, denn dafür hat er weder Sinn noch Verständniß. Einen Ländler oder „Deutschen" (Walzer) läßt er sich wohlgefallen und auch den feuerigen „Hopsa" „verredet" er nicht; ja, er läßt sich sogar verleiten, trotz seines vorgerückten Alters zu tanzen, wenn Lanner's Volkswalzer oder echte Gebirgsländler erklingen. Da denkt er zurück an seine Jugend, als er mit seinem „Diandl" so manche Nacht

„durchwalzt" hatte und dabei bemächtigt sich seiner solch' eine ausgelassene Lustigkeit, daß er zu singen und stampfen und tanzen beginnt, wie er es einstmals in der rosigen Jugendzeit gethan.

So gemüthlich, aufrichtig und mitleidig der Waldbauer einerseits ist, ebenso jähzornig, händelsüchtig und rauflustig geberdet er sich andererseits, wenn er gereizt wird. Er bleibt lange geduldig, doch „wenn es zu viel wird", dann „schlagt er drein". Dies geschieht zumeist im Wirtshause. Hat er viel Bier getrunken — und das Bier liebt er über Alles — so kann man in seinem Umgange nicht genug vorsichtig sein, um ihn nicht „aufzubringen", denn da faßt er jedes „schiefe" Wort „unrecht" auf und beginnt „loszuschlagen", zu raufen. Ob er jetzt mit dem Bierglas oder mit dem scharfen, langen Messer zuschlägt und sticht, ist im gleichgiltig. Oft endet eine derartige Rauferei mit einem Todtschlage.

Trotz alledem ist der Waldbauer in der Regel ein harmloser Mensch, und Sicherheit des Lebens wie des Eigenthums trifft man im Böhmerwalde selbst im versteckteſten Winkel an, wohin sich nur selten ein menschlicher Fuß verirrt. Wegelagerer, Ueberfälle, Raub und Mord sind in diesem Waldgebirge etwas Unerhörtes, und selbst die größte Armuth bringt es nicht weiter, als höchstens zum Holzdiebstahle.

Auch die allgemeine Sittlichkeit erfreut sich verhältnißmäßig eines unbescholtenen Rufes und Attentate auf dieselbe sind unbekannt. Dagegen läßt sich jedoch der Uebelstand nicht hinwegleugnen, daß im Böhmerwalde viele uneheliche Kinder geboren werden; aber nie verläßt

in derartigen Fällen der „Bua" sein „Diandl", sondern er führt es ganz willig zum Traualtare.

Der Waldbauer hat einen offenen, geweckten Geist, einen sogenannten gesunden Menschenverstand und ist der „neuen" Volksbildung durchaus nicht abgeneigt. Er selbst bedauert lebhaft, daß er in seiner Jugend nicht Gelegenheit hatte, das zu erlernen, was der Jugend heutzutage geboten wird. Deshalb schickt er seine Kinder fleißig in die Schule und achtet den Lehrer hoch. Er hat seine Freude daran, wenn die Kinder „viel können" und oft läßt er sich von denselben aus dem Schullesebuche oder aus dem Hauskalender vorlesen. Als Familienvater ist er um das Wohl der Seinen äußerst besorgt und thut für dieselben, was seine Kräfte vermögen.

So ist der Waldbauer im Böhmerwalde im Gegensatze zu dem Feldbauer eine ehrwürdige Volkserscheinung, und wir müssen ihm unsere Achtung zollen. Er ist ein Volksoriginal durch und durch und gerne stimmen wir Riehl's bezeichnenden Worten über den Waldbauer bei, die da lauten: „Die echten Walddörfler sind der derbe, kräftige Seemannsschlag unter uns Landratten. Die Bewohner der Walddörfer haben fast durchgehends ein ungleich eigeneres geistiges Gepräge, als in den reinen Felddörfern; hier steht meist mehr feister Wohlstand grell neben größerer Entartung der Sitten als dort. Die Walddörfler sind oft sehr arm, aber der mißvergnügte Proletarier haust viel öfter in den Felddörfern. Der Waldbauer ist roher, händelsüchtiger, aber auch lustiger als der Feldbauer; es wird da oft ein genialer Lump aus ihm, wo aus dem schwerfälligen Feldbauer

ein herzloser Geizhals geworden wäre. Der Waldbauer singt mit den Vögeln des Waldes noch lange seinen eigenen Sang, wenn dem Felddörfler das Volkslied schon weitab verklungen ist."

„Bua" und „Diandle".

Zu den ausgeprägtesten und originellsten Volksgestalten des Böhmerwaldes gehören unstreitig der „Bua" und das „Diandl" oder das „Mensch". Sie sind die Blüthen des Waldvolkes, das lebendig-rührige Element des Hochwaldes, die Repräsentanten des echt gemüthlichen, einfach-naiven Volkslebens: Der „Bua" der wilde, unbändige Naturgeist, der gleich dem reißenden Waldbach Alles zu beseitigen sucht, was sich ihm hindernd entgegen stellt; das „Diandl" die liebliche, anmuthsreiche Naturseele, die jugendfrische Blume des Hochwaldes, der leuchtende Stern der Waldnacht, die überall mit stiller Bescheidenheit und Gefühlsinnigkeit auftritt und in das Leben des Burschen Rosen der Liebe und Gesittung flicht. Sie ist der kräftige Magnet, der des Burschen Lebenswandel, dessen Streben und Handeln leitet und regelt, und nur dann, wenn dieser Magnet zu wirken aufgehört, überschreitet der „Bua" die Grenzen des Anstandes, der Gesittung und Humanität und geberdet sich bei einzelnen durch das Volksleben bedingten und bestimmten Anlässen höchst unausstehlich und ruhe- und sicherheitsstörend.

Der „Bua" des Böhmerwaldes gleicht dem saftigen, markigen, in seiner vollsten Kraft prangenden Tännling des Hochwaldes, und ist wie dieser voll Urwüchsigkeit und strotzender Lebenskraft. Vom sechsten bis zum sechzehnten Lebensjahre wird er allgemein als „Rotzbua" oder als „Lausbua" betrachtet. Sobald er aber das sechzehnte Lebensjahr überschritten, tritt er in die Gilde und Rechte der „Buama" (Mehrzahl von „Bua") ein. Er kann nun ungehindert zur Tanzmusik gehen, kann ein „Diandl hom" (haben), kann in lauer Vollmondnacht mit den Kameraden singend die Dorfstraße entlang ziehen, und wenn er bereits ein Schätzlein erworben, so steht es ihm auch frei, an dessen „Fensterl" zu gehen und Einlaß in's „Kämmerlein" zu begehren. — Dieses erste Stadium des Burschenalters ist reich an charakteristischen Eigenheiten. Da sinnt der Schelm auf nichts anderes, als auf lose Streiche und Possen, die er den Dorfleuten „spielen" will, und er ruht nicht eher, als bis er den Entschluß seines Uebermuthes durch die That verkörpert hat. Am meisten müssen selbstverständlich die dem Jugendgebahren feindseligen alten Weiber, die sogenannten „Betschwestern", und ältere, „weltverdrossene" Männer leiden. Zur Veranschaulichung derlei harmlosen Uebermuthes diene die Reproduction folgender Vorfälle: In einem Grenzdorfe, am Fuße des Schwarzberges, wohnte ein Wirt, der dann und wann nicht abgeneigt war, mit den „Dorfbuam" „a weng üba d' Schnur zu hau'n", mit ihnen zu zechen und zu „spaßeln". Sie nannten ihn spott- und scherzweise „Gatsch" (Hahn), weil sie in seiner Physiognomie etwas Hahnartiges bemerkt haben

wollten. So gut nun mit diesem „Gatsch“ einerseits zu scherzen war, so „hitzig“ konnte er andererseits werden, wenn man ihm den Vorschlag machte, sein Wirtshaus durch ein Aushängeschild als solches erkennbar zu machen. Der liebe Mann, jeder weltgemäßen Neuerung abhold, äußerte sich ein= wie allemal: „Dos wär a Schond!“ Die Dorfburschen beschlossen deshalb, diesem sonderbaren Kauz einen Possen zu spielen, „an dem er genug haben würde“. In einer lieblichen Augustnacht nun hingen sie vor die Hausthür des Wirtshauses ein mit einem stattlichen Hahn bemaltes und mit der Aufschrift „Gasthaus zum Gatsch“ versehenes Schild. Des andern Tages kommt der Wirt in vollster Hast zum Dorfrichter gerannt und verlangt von demselben Ermittelung der Thäter und strenge Sühne. Was war da zu machen? Der „Richter“ lachte, Alles lachte, bis endlich der Wirt selbst mitlachte. Das Gasthaus aber führt noch bis auf den heutigen Tag den ehrenvollen Namen: „Zum Gatsch“.

Ebenso erging es einem Filz von Zolleinnehmer, der den Kreuzer wohl hundertmal umdrehte, bevor er ihn aus der Hand gab. Derselbe hatte eine junge Tochter, die eher einer egyptischen Mumie glich als einem minniglichen Jüngferlein und fortwährend in total zerrissenen Schuhen gehen mußte. Da bescheidet eines Tages der Einnehmer den alten Dorfschuster in's „Zollamt“ und beauftragt denselben, des „Fräuleins“ Schuhe ja „recht schön zu flicken“. Der ehrsame Meister macht gute Miene zum bösen Spiel und verspricht in unterthänigster Dorfhöflichkeit, sein Bestes zu thun, um die Schuhe wieder „zurecht zu bringen“.

Damit entfernt er sich, und weil es bereits zu dunkeln beginnt, beschließt er, in der Dorfschenke eine „Halbe Bayerisch“ oder „Fürstlich“ (Bier aus fürstl. Schwarzenb. Bierbrauereien) zu trinken. Gedacht, gethan! Bald sitzt er in gemüthlicher Redseligkeit am Wirtshaustische unter den Dorfältesten und plaudert dies und jenes. Der edle Gerstensaft erweckt in seinem bereits verdorrten Leibe tausend Lebensgeister und die Zunge geräth in eine ungewöhnliche Beweglichkeit. Da erzählt er seinen Tischnachbarn die lustige Mär' von den Schuhen und zeigt dieselben zum allgemeinen Gaudium aller Anwesenden vor. Abseits an einem langen Tische saßen die zechenden Dorfburschen. „Dos is a Hetz für uns!“ flüstern sie sich gegenseitig zu — und in kurzer Zeit gelingt es ihrer List, in den Besitz besagter Schuhe zu kommen. Bald ist der Plan ihres Witzes ausgedacht und verwirklicht. Sie nehmen eine lange Stange, befestigen an deren Ende das zerrissene Paar Schuhe, fügen demselben einen Zettel mit der Bemerkung: „Nicht mehr des Flickens werth“ bei und pflanzen diese Stange vor dem Zollamte auf. Der arme Schuster mochte sich freilich vor seinem Aufbruche vom Wirtshause „zu Tode gesucht haben“, denn er ging fluchend und brummend vom Schenkhause weg. Dessenungeachtet erfreute er sich, wie er selbst nachher gestand, eines gesunden Schlafes. Des andern Tages aber wurde er in aller Frühe in's Zollamt gerufen, um sich vor dem Zolleinnehmer ob seiner Missethat zu rechtfertigen, weil nur er nach des Einnehmers Ansicht dieses „Gassenstückl“ ausgeführt haben konnte. Die ganze Geschichte endigte abermals mit einer allgemeinen

Lacherei. Wer aber nicht mitlachte — war der beschämte, geizige Zolleinnehmer.

Der „Bua“ des Böhmerwaldes ist eine jugendfrische, kerngesunde Erscheinung. Blühendes Roth umflort das bartlose Gesicht und die blonden Haare sind immer sauber gekämmt; denn der „Bua muß immer nett beisamm' sein, daß sein Mensch mit ihm a Freud' hat“. Seine Körperkraft ist allenthalben bekannt, und wer sie allenfalls nicht kennt, der kann sie bei einer Rauferei, bei einem „G'raff“, entweder bewundern oder erproben lernen. „Stark“ ist er gerne, und es gereicht ihm zur größten Freude, wenn man ihm den Vorzug der Stärke zuerkennt. Jeder Bursche will im Dorfe der „Stärkste“ sein. Deshalb pflegen die Dorfburschen mit Leidenschaft des Ringkampfes. Am Sonnabende versammeln sich nämlich die „Dorfbuam“ auf der Wiese oder auf dem „Anger“ und „ringen“ oft zwei bis drei Stunden lang, oft bis spät in die Nacht hinein bei Sternenglanz und Vollmondschein. Dorfmädchen, Männer, Weiber und Kinder bilden dabei das zusehende und beifallspendende Publikum, und derjenige Bursche, der den Sieg im Ringkampfe davonträgt, gilt als der „Stärkste“ und wird als solcher gefürchtet und bewundert. Er ist bei jedem „G'raff“ der Tonangeber und der am meisten Gefürchtete. Auch das sogenannte „Hageln“ ist eine unter den Dorfburschen des Böhmerwaldes allgemein verbreitete Sitte und wird aus dem einfachen Grunde so fleißig geübt und gepflegt, weil man dadurch „die Stärke probiren“ kann. Zwei Burschen sitzen an den beiden entgegengesetzten Tischenden und „hageln über'n Tisch“. Dabei

verflechten sie sich mit den gekrümmten Mittel- oder Zeigefingern und nun trachtet jeder mit größtem Kraftaufwande seinen Gegner an sich zu ziehen, „aufzuhageln“. Wer früher nachgibt, oder wer „aufgehagelt“ wird, der hat „verloren“ und der Sieger lächelt stolz und fordert in seinem Siegesbewußtsein auch die anderen Burschen auf, mit ihm zu „hageln“, welcher Aufforderung dieselben mit aller Bereitwilligkeit nachkommen. Oft dauert dieses „Hageln“ ganze Sonntags-Nachmittage und nicht selten artet dieses harmlose Vergnügen in eine allgemeine Rauferei aus, weil mitunter manch' ein Bursch einen „Vorthl“ (Vortheil), eine List dabei anwendet, was verboten und unstatthaft ist.

Auf saubere Kleidung hält der „Bua“ sehr große Dinge. Zwar gestattet ihm sein Stand nicht, an Werktagen „schön herum zu gehen“, aber an Sonn- und Feiertagen, da zieht er sein Bestes an. Der schwarze Filzhut oder die blaue Soldatenmütze sitzt keck auf dem in die Höhe gerichteten Kopfe, das Auge blinzelt bald nach dieser, bald nach jener Seite oder Dirne hin und den Mund umschwebt ein ewig heiteres, ironisch angehauchtes Lächeln. Das Halstuch darf nicht fehlen, es gehört „zum Ganzen“, und der kurze Rock muß aus „feinem Tuche gemacht sein“. Handschuhe, Fingerringe (mit Ausnahme solcher Silberreifen, die er vom „Mensch“ bekommt) kennt er nicht. Dagegen aber hält er sehr viel auf eine Uhr und auf die dicke, schwere, silberne Uhrkette.

Das Hemd ist aus „harwener“ (feingewebter und weißgebleichter) Hausleinwand genäht und muß stets rein sein. Unter der rechten Hosentasche hat er noch eine

andere schmälere aber tiefere Tasche, „Messasock" (Messersack) genannt, worin sich das lange, scharfgeschliffene „Raufmesser" befindet, mit dem er sticht und rauft. — Leder- und Kniehosen kennt man im Hochwalde nicht. Während der „Bua" am Wochentage Holzschuhe trägt, tanzt er am Sonntags-Nachmittage in feingewichsten Stiefeln mit „hohen Stöckln" (Absätzen).

In psychologischer Hinsicht unterscheidet sich der „Bua" wesentlich vom „Monn". Mit der Religion nimmt er es nicht so genau. Er geht nicht in die Kirche, um dort zu beten, sondern vielmehr darum, um mit seinem „Schatz" zusammenzukommen. Am Kirchwege ist er kreuzfidel und lauter Witz- und Scherzreden entschlüpfen seinem losen Munde. Da geht er ganz ungezwungen und frei in seinen Manieren an der Seite des „Diandl's" und weiß demselben allerhand schöne Sachen in's Ohr zu erzählen. Oft erlaubt er sich ein zu sehr gewagtes Wort, weil er gewiß ist, daß es von Seite der Dorfschönen nicht gar zu übel aufgenommen wird. Sowohl vor als auch nach der Kirche führt er sie „zum Bier" und singt dabei seine lustigen „Liadln", „G'sang'ln". Ruft dann die Glocke zur Andacht, so drängt er sich mit der stauenden Menge in's Gotteshaus und verbringt daselbst die Zeit bis zum „letzten Segen", vor welchem er bereits die Kirche verläßt, um draußen „am Kirchenplotz" sein „Mensch" zu erwarten. Nun rotten sich hier die „Valiabt'n" zusammen und gehen in's Wirtshaus „af a Semmel und a Bier". Dort vergnügt man sich auf die mannigfachste, mitunter unschicklichste Art und Weise. Selbst das züchtigliche Mädchengeschlecht wird zuweilen —

sehr frei in der Wahl seiner Worte und secundirt dem Burschen in einer nicht wenig erstaunenswerthen Weise. Ja manches „Mensch" übertrifft selbst den frivolsten Burschen in unmoralischen Reden und Witzen. Nicht selten werden bei derartigen Kirchgängen die heimlichen Zusammenkünfte „ausgemacht", und was einmal „ausgemacht" wurde, das wird auch „gehalten". Die Folgen dieser unlauteren Zusammenkünfte sind bekannt.

Das „Diandl" des Böhmerwaldes gleicht in Temperament und Lebensweise ganz und gar dem „Buam". Es hält viel auf ein schönes „G'wond", auf die „Musi" (Musik), auf eine „Liabschoft" und „af a guad's Ess'n". In der Wahl des „G'wondes" ist es sehr heiklich. Das „Wertag'wond" besteht zumeist aus blaugefärbtem Leinwandrock, aus der „rupfanen Pfoad", aus dem obligaten, steinfest gebundenen „Kopftüachl", zuweilen auch aus einem um den Mund gebundenen „Mäutüachl", ferner aus zwei Strümpfen und Holzschuhen. Am Sonntage dagegen, da putzt sich die Jungfer gar stattlich heraus. Da werden drei bis vier Unterröcke angezogen, damit der Unterleib recht „gschaupat" (breit) wird; darüber kommt nun das „Feitogg'wond", entweder der „schofwoilane Kidl", oder der „batistene Kidl", oder der „hoibseidene Kidl". — Je schreiender des Ueberkleides Farben sind, desto gefälliger das Ansehen einer Dorfschönen. Denn so will es der Dorfgeschmack. Das „Kopftüachl" wird auch am Sonntage beibehalten, aber das „Feitogtüachl" besteht aus Seide und ist somit nobler und der Weihe des Tages angemessener. Das Oberkleid wird noch mit dem „Füada" (Fürtuch — Schürze) umhüllt und an den Füßen sitzen zwei geschnürte

Lederschuhe oder Pantoffel. Die Haare sind in lange Flechten geformt oder sie werden glatt an den Scheitel gekämmt und zu einem „Schopfe" zusammengebunden; im „Schopfe" steckt der „Horkampl" (Haarkamm). — So des „Diandl's" Kleidung.

Das „Diandl" ist die Singdrossel unter den Menschen des Böhmerwaldes, denn mit dem frühesten Morgen beginnt ihr glockenreiner Gesang, dauert fort bei der Arbeit und endet erst mit dem Ende des Tages. Ungemein lieblich hört es sich an, wenn die Dorfmädchen abends aus dem Walde, wo sie entweder Gras oder Waldstreu gesammelt hatten, singend in's Dorf zurückkehren. Da erklingen die zweistimmigen Jodlerchöre weithin durch die traumstille Abendlandschaft, um in den nachtdunklen Bergen in sanften, hinsterbenden Klängen zu verhallen.

Groß und aufrichtig ist die gegenseitige Freundschaft der Böhmerwald-„Diandln". Leid und Freud, Liebe und Kränkung werden gegenseitig mitgetheilt; da stört selten eine geheime Eifersucht die Harmonie der Seelen, eine lebt mit der andern und für die andere. Abends sieht man sie gemüthlich beisammen in der „Rockenstube", an Sonn- und Nachmittagen versammeln sie sich in irgend einem Hause oder im Waldschlage, um sich durch Spiel und Gesang oder durch „Bialklaum" (Beerenklauben) die Zeit zu vertreiben.

Im Verhältnisse zum „Buam" sind die meisten „Menscha" treu und aufrichtig, ergeben und duldsam. Wie sich die Geschlechter in der Jugend gebahren, so leben sie auch im Stande der Ehe — ihre ganze Obsorge ist dem Wohle der Familie gewidmet.

„Näl“ und „Nal“.

Bekannte und ehrwürdige Volksgestalten des Böhmerwaldes sind der „Näl“ und die „Nal“ — Großvater und Großmutter. — Die gesunde, oxygeniumreiche Gebirgsluft, das klare, reine Quellwasser, sowie die naturgemäße Kost und Lebensweise tragen ihr Wesentlichstes bei zur Erreichung eines hohen Lebensalters und demzufolge begegnet man im Böhmerwalde Greisen und Greisinnen, die mitunter eine Last von hundert Jahren auf dem Rücken tragen. Der „Näl“ oder der Großvater und die „Nal“ oder die Großmutter leben im sogenannten „kleinen Ausnehmerstübl“ im Ausgedinge, im Ruhestande, ausruhend von des Lebens Müh'n und Lasten, ihren stillen, ruhigen, mild-gesegneten Nachsommer und zumeist mit gutem Gewissen überschauen sie die lange Epoche ihres Pflanzens und Strebens, ihres Wirkens und Werkens, das sich in ihren Kindern und Enkeln erneut und wiederholt. Mit unsäglicher Sorgfalt hüten und leiten sie die kleinen, ihrer Führung anvertrauten Enkelkinder und hätscheln und pflegen dieselben mit rührender Selbstaufopferung. Das schönste und sprechendste Beispiel solcher Großelternliebe erzählt uns Stifter in seinem „Granit“, wo sich der Großvater des unwissentlich schuldig gewordenen Adalbert annimmt.

Da sitzt die „Nal“ mitten im Kreise der spielenden Kinder in grüner Wiese unter Blumen und meterhohen Gräsern, labt sich an dem unschuldig-fröhlichen Treiben

der Kleinen und träumt dabei ihren goldenen, verschwundenen Jugendtraum wieder. Dort führt der „Näl“ den wißbegierigen Jungen an der Hand und erzählt ihm allerlei nützliche, gemüthsveredelnde Geschichten, Märlein und Sagen, an denen der Böhmerwald so reich ist. Jetzt sitzen sie am Raine, der Knabe zieht das Buch hervor, der „Näl“ versieht das Amt eines Lehrers und läßt den Jungen „aufsagen“. Die „Nal“ wiederum macht den Schiedsrichter zwischen den sich beim Spiele zerworfenen Kindern und ermahnt sie zu Verträglichkeit, Einigkeit und Liebe. Da plötzlich ertönen des Dorfglöckleins milde Klänge und mahnen zum Gebete. Die „Nal“ kniet nieder, faltet die altersdürren Hände und betet vor, während die im Halbkreise herumknienden Enkel händegefaltet nachbeten. Dann erzählt ihnen die „Nal“ vom egyptischen Josef, von den sieben Raben u. dgl. m. und die Kleinen horchen mit lebhafter Neugierde. Tugend und Gottesfurcht sind die zwei hehren Ziele, die die Großeltern bei der Führung ihrer Enkel anstreben, und das vermögen sie mit so einfältigen Mitteln, daß der Berufs-Erzieher wohl Manches an dieser Erziehungsmanier gewinnen könnte. Dabei geben sie selbst das würdigste Beispiel durch ihr ehrfurchtgebietendes Alter und ihre ungeheuchelte Gottesfurcht.

Mitunter kann Großmütterchen nicht mehr gehen; die Last der Jahre hat das Weibsen niedergedrückt, sie ist unvermögend und hinfällig geworden. Da scheut sich nun der Sohn oder der Enkel keinesfalls, die ehrwürdige Greisin zur Kirche oder zum Kreuzbilde am Feldraine

zu führen, wo sie ihre langdauernden Gebete spricht. Im Hause haben die Großeltern trotz ihrer Zurückgezogenheit vom wirtschaftlichen Leben die Führerrolle; der Sohn befolgt achtungsvoll den einsichtsvollen Rath des altersgrauen Vaters und die „Schnur" (Schwiegertochter) ehrt mit hingebender Liebe ihre Schwiegereltern: den „Schwecha" und die „Schwiga". Sie bringt ihnen das „Ess'n" in's Bett, hält den zitternden Händen derselben Teller und Schüssel vor, reinigt und säubert sie wie die eigenen Kinder und pflegt sie in der Krankheit wie die leiblichen Eltern. Daraus erklärt sich nun das gute Einvernehmen, die innige, naturwahre Herzlichkeit und rückhaltslose Gegenliebe, womit die junge Bauernfamilie mit ihren Eltern im Ausgedinge lebt.

Der „Näl" und die „Nal" werden aber auch von der ganzen Dorfjugend verehrt, denn sie sind es, die während der langen Winterabende in der Rockenstube die Dorfjugend durch allerlei wunderbare Erzählungen und „G'schichten" unterhalten und beglücken, die Poesie und Leben hineinzaubern in das fröhliche Treiben der Geschlechter und die es zu Zeiten nicht „verreden", am Tanzboden einen gemüthlichen „Schleifer" nach altmodischer Art mitzutanzen. Und wie das die beiden Alten können!

Und stirbt dann so ein ehrwürdiger Dorfgreis oder so eine silberhaarige Greisin, so werden sie vom ganzen Dorfe zu Grabe begleitet und manche Thräne fließt an ihrer letzten Ruhestätte.

Der „Näl" und die „Nal" sind gewissermaßen des Waldvolkes Lehrer und Erzieher, Propheten und

Seher, denn sie wissen von allem Guten und Nützlichen Bescheid und können mitunter sogar auch ein Wörtlein von der Zukunft „geheimster Saat“ sprechen: sie sind das ehrwürdigste Element des Böhmerwald-Dorfvolkes.

Der Richter.

Wie jede öffentliche Gemeinschaft, so will auch die „Gmoa“ (Gemeinde) ihren Vorstand, ihr „Owahaupt“ (Oberhaupt) haben. Die Dorfgemeinden des Böhmerwaldes sind nicht besonders groß; zählt ein Dorf über hundert Nummern, so gehört es schon zu den größten seiner Art. Aber die der politischen Gemeinde zugetheilten „Ortsgemeinden“ verleihen mitunter auch einer Dorfgemeinde Größe und Ansehen. „Ortsgemeinden“ sind solche, die ihrer geringen Häuser- und Einwohnerzahl wegen die Hegemonie der größeren, selbstständigen Nachbargemeinde anerkennen müssen. Die Ortsbewohner müssen beim Gemeindevorsteher ihre Steuern entrichten, müssen dort die Gemeinde-Angelegenheiten ordnen, müssen ihre Kinder in die Hauptgemeinde zur Schule schicken u. s. f. Daß sie doch einigermaßen den Schein der Selbstständigkeit an sich tragen, so wird ihnen die freie Wahl eines „Ortsvorstehers“ aus der Mitte des gemeinschaftlichen Gemeinde-Ausschusses gestattet. Dieser „Ortsvorsteher“ steht im Range eines ersten Gemeinderathes, und muß zu seinen Maßregeln und Anordnungen die Bewilligung des „Gemeindevorstehers“ einholen. Ferner

muß er in „seiner" Ortsgemeinde ausführen, was ihm von Seite des Gemeindevorstehers aufgetragen wird. Oft gehören fünf bis sechs Dörfer zu einer Gemeinde.

Der Gemeindevorsteher wird nun in den Dörfern des Böhmerwaldes „Richter" genannt. Die Würde des „Richteramtes" wird von den ehrgeizigen Bauern (und ehrgeizig sind sie ja Alle!) ungemein hoch aufgefaßt, und „Dorfrichter" zu sein, ist die größte Ehre, die dem Bauer im Leben zutheil werden kann. Freilich wissen die Dorfinsassen nur zu gut, daß sie für das Richteramt einen Mann haben müssen, der doch wenigstens des Lesens und Schreibens kundig ist. Und offen gesagt, es gibt der Dorfältesten nur wenige, die diesen Anforderungen der Zeit und der Mitbürger entsprächen; denn in den Jugendtagen hatte man in einer verschimmelten Schulstube nicht das Glück, die Segnungen der Neuschule zu genießen; in vielen Walddörfern gab es gar keine Schulen, und so mußten die Kinder oft stundenlang in die Schule des Pfarrortes wandern, was nun die Unmöglichkeit eines steten Schulbesuches, besonders zur Winterszeit, erklärt. Zudem aber wurde in diesen stinkenden, armseligen, kerkerähnlichen, mittelalterlichen Dorfschulen nicht viel des Lebensnützlichen gelehrt. Wo Katechismus, Evangelium und Bibel, Stock und Ruthe, Fluch und Donnerwetter, Tortur und Kutte herrschten, da konnten sich unmöglich die Regungen des Menschengeistes entfalten: da thronte die unverschämteste Dummheit, während die aufflammende Geistesfreiheit mit Gewalt erstickt wurde.

Also das Dasein eines geweckteren Kopfes im Böhmerwald-Dorfvolke ist nahezu als ein Mirakel anzusehen. Doch läßt sich andererseits wiederum die Thatsache nicht wegleugnen, daß beinahe jeder Waldbauer seinen sogenannten gesunden Menschenverstand besitzt, der ihn im Momente der Nothwendigkeit nie ganz verläßt. Und diesen Menschenverstand gab ihm Mutter Natur.

Der Dorfweiseste wird nun zum Dorfrichter gewählt, wiewohl sich auch Candidaten um das Richteramt bewerben, denen das A und Z spanische Dörfer sind, die keine Idee davon haben, wie man seinen höchsteigenen Namen zu schreiben habe. Die Richterwahl erfolgt in periodischen Zeiträumen von je drei Jahren. Bei der „Gmoawoih" (Gemeindewahl) geht es mitunter recht lebhaft zu. Die Bauern sitzen am langen Tisch, entweder im Wirtshause oder in der großen Stube des Richters und „schreiben" unter lebhafter Discussion ihre Stimmzettel. Schon vor der Wahl haben einzelne Bauern den Wählern des dritten Wahlkörpers Bier u. dgl. m. versprochen, daß diese ihnen „ihre Stimmen geben". So bilden sich einzelne Parteien, und wenn dann das Wahlergebniß verlautbart wird, entsteht unter denselben die erregteste Debatte, die zuweilen selbst in Thätlichkeiten ausartet. Meistentheils wird der „alte Richter" wieder zum Dorfregenten gewählt, denn er hat nach des Dorfvolkes Ansicht und Einsicht schon „a Prax", er ist der „Gscheidteste" und verdient demzufolge das meiste Vertrauen der Gemeinde. — So kommt es, daß hie und da ein Bauer zwanzig und noch mehr Jahre ununterbrochen das Amt eines Dorfrichters verwaltet. Ja in

manchen Dörfern erbt sich die Richterwürde sogar bis auf den Sohn und Enkel fort, wie es in Buchwald, einem lieblich trauten Dörfchen am Moldau-Ursprunge, in der Familie Peter vom Urgroßvater bis auf den Enkel zweiter Linie sich fortpflanzte.

Der Dorfrichter wacht über die Ordnung und Sicherheit im Dorfe und vertritt dasselbe nach Außen, ordnet und schlichtet die Streitigkeiten der Dorfbewohner und spricht Recht und Gebot. — Bricht im Wirtshause „a G'raff" aus, so gebietet er kraft seines Richteramtes Ruhe und Frieden. Wird seinem Befehle nicht sofortige Folge geleistet, so macht er von seiner Richtergewalt Gebrauch, läßt die „Raffer" (Raufer) in Ketten legen und durch die Gendarmerie dem Gerichte vorführen.

Auch dem Wirte gebietet er sodann Abschluß der Lustbarkeit und beruft sich dabei auf die „Polizeistunde". Jedoch nicht immer läuft solch' ein Fall so einfach ab; oft werfen sich die berauschten Burschen auf den Herrn und Gebieter und „bearbeiten" ihn mit Faust- und Stockhieben und nicht selten sogar mit Messerstichen derart, daß er blutend die Wahlstatt verlassen muß. Freilich behauptet die Gerechtigkeit ihren Sieg, die Thäter werden tagsdarauf durch die Sicherheitswache dem Bezirksgerichte eingeliefert und abgestraft.

Am Wirtshaustische sitzt der „Richter" obenan und führt das „große Wort". Die Andern erkennen seine Entscheidung in streitigen Gesprächen als die maßgebende an, denn er ist ja der „G'scheidteste" unter den „Monern" (Männern), der „am Ende doch Alles am besten verstehen muß". Besonders stolz ist die „Richterin" auf die Würde

ihres Mannes. Sie ist nach der „Lehrerin“ und der „Försterin“ die „erste Frau“ des Dorfes, während die „Pfarrersköchin“ nur als Dienstbote angesehen wird. — Am Kirchgange „führt sie das große Wort“ und in der Kirche sitzt sie am „erst'n Plotz“ (am Ehrenplatze).

Wenn im Richterhause Gemeinde-Angelegenheiten ausgeglichen werden sollen, wenn „Gmoasitzung“ abgehalten wird, so „spricht sie auch ein Wörtlein mit“. Sie unterstützt den in verwickelten Geschäftsfällen verlegenen Mann durch Rath und That. Und seltsam! Manches Bauernweib bekundet dabei solch' eine Energie und Klugheit, daß es mitunter für den Richter ein Glück ist, solch' ein „kuraschirts Weib“ zu besitzen. Da es mitunter auch vorkommt, daß der „Richter“ in seinem eigenen Heim von groben Parteien oft auf das Gröbste insultirt wird, so schafft das energische, auf seine Hausehre bedachte Weib Ruhe und Ordnung dadurch, daß es dem Ruhestörer die Thüre weist. Und das wirkt! Schweigend und grollend entfernt sich der Excedent.

Beim „Richter“ wird am Sonntags-Nachmittage die „Christenlehre“ abgehalten, bei ihm werden die öffentlichen Feilbietungen vorgenommen, bei ihm werden zeitweise die Reichs- und Landesgesetze vorgelesen, besprochen u. dgl. m. Materiellen Lohn erntet er für seine Richterthätigkeit nicht; im Gegentheile, nicht selten wird er angefeindet und gehaßt, wenn er nach Pflicht und Ueberzeugung handelt, während er andererseits recht gut mit den Dörflern harmoniert, wenn er in ihrem Sinne regiert. Zweimal angenehm ist also das Richteramt

nicht, und solche Männer, die es nach allen Seiten hin gekostet, sind froh, wenn sie wieder dieser Würde los werden, weil sie zur Einsicht gelangen, daß nicht aller Glanz Gold ist, daß dem gerechten, der Wahrheit entsprechenden Schalten und Walten nicht der verdiente Lohn gezollt wird.

Der Wildschütz'.

Eine furcht- und grauenerregende Erscheinung des Böhmerwaldes ist der „Wild- oder Raubschütz'", der Schrecken des Hochwildes, der Feind des Jägers. Er ist der ureigentliche Sohn des nachtfinsteren Bergwaldes, den er nur zeitweilig, zumeist an Sonn- und Feiertagen verläßt, um in's Heimatsdorf zu den Seinen zurückzukehren, oder um seine im Forste erlegte Beute bei den Dorfwirten oder sonstigen „geheimen" Bestellern zu verkaufen. Freilich beobachtet er dabei die größte Vorsicht und wandert nur in heiligstiller Nacht den weiten Tann entlang dem menschlichen Wohngebiete zu, während er sich tagsüber in alten Burgen, an denen der Böhmerwald so reich ist, oder in großen, verworrenen Dickichten und Felsklüften aufhält, um vor des Jägers Nachstellungen gesichert zu sein. In mitternächtlicher Stunde, wenn im Dorfe Alles ruht und nur der Mühlbach leise rauscht, kommt er an's Fenster seines Häuschens oder Inwohnerstübchens geschlichen und gibt der in bangen Sorgen seiner harrenden Gattin durch leises Klopfen an die Fensterscheibe zu verstehen, daß er mit reichlichem „Verdienste"

glücklich und unversehrt zurückgekehrt sei. Ein herzliches Wiedersehen! Denn wenn der Mann auf's „Wildern" ausgeht, kann er nicht mit Bestimmtheit sagen, ob er wiederkehrt. — Das „Wildern" ist freilich ein einträgliches Geschäft, aber leider! ein Geschäft auf Leben und Tod.

Vorsichtig und geräuschlos wird nun der erlegte Bock oder die Gais in irgend einem abgelegenen Hauswinkel verborgen, bis der Besteller kommt und ihn nach Erlag der ausbedungenen Kaufsumme (meist 5 fl. per Stück) abholt, was selbstverständlich wieder in nächtlich einsamer Zeit geschieht. Hatte der Wildschütz das Glück, zwei oder drei Rehböcke zu erlegen, so bringt ihm sein „Handwerk" ein „schönes Geldchen" ein und dann läßt er sich's im Kreise der Seinen so lange wohl gehen, bis der letzte Kreuzer „ausgeflogen" ist; während dieser Lebezeit spielt er im Dorfe den unschuldigen, strebsamen und wirtschaftlichen Hausvater, besucht fleißig Kirche und Schenke, um seine „Ondocht" zu verrichten und mit seinen nichtsahnenden Nachbarn ein Gläschen „Bayerisch" zu trinken und ein froh' Stündlein zu verplaudern. Kommt aber die Zeit, wo es abermals gilt, Geld und Lebensmittel für den Hausbedarf zu verschaffen, dann nimmt er ganz gemüthlich die Büchse von der Wand, berußt sein Gesicht, entstellt dasselbe durch Flachsbärte bis zur Unkenntlichkeit, legt zerrissene, schmutzige Kleider an, setzt den schmutzigen, mit bunten Vogelfedern geschmückten Filzhut auf den Kopf, nimmt Abschied von Weib und Kind und wandert in stiller Nachtzeit dem gespenstisch rauschenden Hochwalde zu. Hier hat er bereits seine Schlupfwinkel, die ihn schützen vor Kälte und Nässe, vor Tod und vor

Gefahr. Den Wald kennt er im Umkreise von einer Meile ganz genau; jeder Weg und Steg, jede Lichtung und Anpflanzung, jeder Quell und jedes Bächlein ist ihm bekannt. Ja noch mehr: er weiß auch, welche Stellen des Waldes von der Jägerei am häufigsten besucht werden, er kennt die Lieblingsplätze derselben und meidet sie in Folge dessen mit größter Vorsicht. Denn der Jägersmann ist sein geschworner Feind, der Dorn in seinem Auge, mit dem er nicht gerne in Berührung kommen will. Nicht Feigheit oder engherzige Furcht ist es, die ihn der Försterei fern zu bleiben räth — nein, ein ethisches Gefühl ist es, das ihn auf seinen Irr- und Lasterwegen dennoch schützend leitet, damit er seiner Menschlichkeit in diesem wüsten, ungebundenen Naturleben nicht ganz und gar vergißt und sich nicht einen Meuchelmord auf's Gewissen lädt, den er bei derlei Gelegenheiten so leicht ausüben könnte.

Den Moment eines etwaigen Begegnens mit der Jägerei meidet jeder Raubschütz, denn da gilt es entweder die Freiheit oder das Leben. Die Jägerei ist moralisch verpflichtet, die Wilddiebe mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu verfolgen. Gelingt es ihr, sich eines Wildschützens entweder bei frischer That oder in seinem Heim zu bemächtigen, so wird er gebunden der Gendarmerie und durch diese dem Strafgerichte überliefert. Oft muß dann der arme Sünder ein bis zwei Jahre „sitzen“ und Weib und Kind können dann während dieser Zeit „das Maul auf den Nagel hängen“, sie müssen hungern und betteln. Im Kerker hat nun der Wildschütz Muße genug, über sein und der Seinen Schicksal nachzudenken und

dabei bemächtigt sich seiner solch' eine glühende, thierische Rache gegen die Urheber seines Unglücks, gegen die Jägerei, daß er ihr Tod und Verderben schwört. Und leider führt er auch nicht selten nach seiner Entlassung aus der Haft diese gräßlichen Vorsätze durch die That aus. Jetzt geht er auf ganz anderes Wild aus — der Jäger soll erlegt werden! Hat er früher die Wildstellen gemieden, die von der Jägerei am häufigsten besucht zu werden pflegten, so sucht er jetzt dieselben absichtlich auf, verbirgt sich in einem sicheren Hinterhalte und blitzschnell sendet er dem nichtsahnenden Jägersmann die todbringende Kugel aus dem Rohre seiner Flinte nach und mit höllischer Lache flieht er die Stätte des Unheils. — Jetzt ist seine Rache gestillt; doch erräth man im Dorfe meistentheils den scheußlichen Thäter — der Verdächtige wird einer gerichtlichen Untersuchung unterzogen, die in den seltensten Fällen zu einem positiven Resultate führt; Beweise und Zeugen fehlen, und der „Wilderer" geht frei und gerettet aus!

Freilich kommen derlei Mordfälle nur höchst selten in Jahren vor, aber ihre Thatsache läßt sich nicht wegleugnen. Namentlich auf bayerischem Gebiete des Waldes geht es zwischen Wildschützen und Jägern mitunter „scharf zu"; es gesellen sich die verwegensten Raubschützen der Umgebung zusammen und nun durchziehen sie vereint den Hochwald. Kommt ihnen ein Forstmann zu Gesicht, der ihnen nicht „zweimal paßt", so wird ihm „das affi 'brennt" und sodann bleibt er seinem eigenen Schicksale überlassen. Zuweilen finden dann die Grasweiber den Leichnam des Langvermißten unter Geäst oder Dickichten. Mit diesem Factor wissen jedoch die Jäger des Böhmer=

waldes wohl zu rechnen; denn, wenn es gilt, eine „Raubschützenbande“ zu besiegen, dann wird der Strauß nicht von einem Tollkühnen gewagt, sondern ein ganzes Jägercorps betheiligt sich an dem Kampfe für Recht und Pflicht. Der Wald wird nach allen Richtungen durchstreift und das Rendez-vous zwischen den „Grünen“ und „Schwarzen“ gestaltet sich mitunter sehr blutig. Meistentheils sind die Jäger ob ihrer Ueberlegenheit im Vortheile; dann ergreifen die „Wilderer“ die Flucht oder sie werden eingefangen, ihrer Waffen entledigt, zum „Richter“ gebracht, einem Verhöre unterzogen und durch die Gendarmerie dem Strafgerichte eingeliefert. Das ist der endliche Ausgang derartiger Waldschlachten zwischen Jägerei und „Wilderei“. Nicht selten erliegt dabei ein frisches Jägerblut oder eine verwegene „Schützenhaut“ der tödtlichen Kugel.

Das „Wildern“ ist im Böhmerwalde so zu sagen zur Leidenschaft, namentlich des jüngeren Dorfvolkes, herangereift; ein im Laster ergrauter Wildschütz sucht die verwegensten Dorfburschen für seine Zwecke zu gewinnen, was ihm, leider! nur zu leicht gelingt. Solche junge Leute gehen dann von Tag zu Tag immer sichtlicher ihrem körperlichen, wie geistigen und sittlichen Verfalle entgegen: sie ergeben sich dem Müßiggang, dem Trunke, dem Spiele, der Unzucht, füglich dem Diebstahle, werden händelsüchtig und rauflustig, kalt und gewissenlos, fristen ein armseliges Dasein, gemieden von Jedermann, und nehmen schließlich ein höchst trauriges Ende.

Ein im Dorfe ruchbar gewordener Raubschütz aber wird vom ganzen Dorfvolke vorsichtig gemieden; er wird

als eine Art Gespenster- und Teufelswesen angesehen, vor dem man sich eher bekreuzen als ungezwungen bewegen wollte. So steht er nach der Zeit bald isolirt da, was sodann zur Folge hat, daß er ernst, finster und unheimlich wird. Menschenhaß und Rache beleben seine Brust dämonisch, und nach diesen zwei negativen Gemüthsseiten richtet sich dann auch sein ganzes Thun und Handeln. Er ist und bleibt das Stiefkind des Volkes.

Der Vogelsteller.

Eine sehr interessante Erscheinung der Berge des Böhmerwaldes ist auch der „Vogelsteller".

Der „Vogelsteller" des Böhmerwaldes gehört zumeist der ärmeren Volksclasse an, wiewohl auch vermögendere Leute sich dem Vergnügen des Vogelfanges mit Leib und Seele hingeben. Denn die Vogelstellerei wird nicht so sehr des Verdienstes, als vielmehr der „Passion" wegen betrieben, die sie dem Einzelnen wie der gangen Gilde gewährt. Sie tritt schon bei dem kleinen Dorfjungen als sinnliche Begierde, später als Neigung und Hang und schließlich sogar als Leidenschaft auf, die sich durch keinerlei Zwangsmittel dämmen und dämpfen läßt. — Kaum ist der Range etwas flügge geworden, beginnt er auch schon „Schlaghäusl", „Schnellen und Schlingen" zu fabricieren, diverse Fanggeräthe mit localen Volksnamen, die dem freien Wesen der Natur baldigen Tod oder dauernde Knechtschaft bringen sollen. Im Frühjahre

beginnt der Bengel sein lasterhaftes Geschäft und beendet dasselbe erst bei hereinbrechender rauher Winterszeit — ja nicht einmal im Winter gönnt er den ohnehin durch Frost und Hunger so sehr geplagten, zurückgebliebenen Sperlingen und Ammern die nöthige Ruhe, mit denen doch jedes Herz Mitleid haben sollte.

Kaum sind die munteren Sänger des Waldes zurückgekehrt, um uns durch ihren herzerquickenden Gesang die selige Frühlingsbotschaft zu vermitteln, so beginnt auch schon die Sitte des Vogelfanges. Nebst den kleinen, unbändigen Dorfjungen sind es zumeist alte Junggesellen, Invaliden, schläferig-verschleierte Individuen, die tagsüber keine bessere Beschäftigung kennen, als der kleineren Dorfgeneration in Wort und That die Kunst des — Vogelfanges zu predigen.

Zuerst beginnt der „Rothkröpflfang". — Unter „Rothkröpfl" versteht der Böhmerwäldler das niedliche Rothkehlchen, denn die Kehle desselben bezeichnet er rundweg mit „Kröpfl". Vor allererst werden die Fanghäuschen — „Schlaghäusl" genannt, weil sie im Waldschlage „aufgerichtet" werden, und weil sie bei der leisesten Berührung „zuaschlog'n" — angefertigt. In dieser Anfertigungskunst ist beinahe jeder Knabe bewandert, denn die „Schlaghäusl" sind nichts anderes, als höchst primitive Holzhäuschen mit einem auf- und abbeweglichen Deckel, einem sehr leicht beweglichen Querstäbchen, auf welches sich der Vogel setzen muß, wenn er die im halbgeöffneten Deckel rothschimmernden Vogelbeeren und die ängstlich hin- und herzappelnden Heuschrecken, welche als Lockfutter dienen, erhaschen will. Dieses Querstäbchen

wird befestigt durch ein ganz kleines Spreizstäbchen, das den Zweck hat, den Deckel aufrecht zu erhalten und das Querstäbchen lose zu befestigen. Sobald nun der nichts ahnende Vogel auf das Querstäbchen hüpft, fällt dasselbe vermöge der Schwere des Vogels in den Innenraum des Vogelhäuschens hinab und nun muß auch das Spreizstäbchen seinen Dienst erweisen: es muß auch fallen, und in Folge dessen klappt der Deckel zu — der Vogel ist gefangen. Derselbe kann unter keiner Bedingung mehr entweichen.

So verwerflich einestheils diese Unsitte ist, so viel idyllischer Reiz ist damit anderntheils verbunden. Dreimal des Tages muß der Vogelsteller in den Wald gehen, um seines Geschäftes zu pflegen. Wenn die Natur noch im Morgengrauen schlummert, verläßt der Vogelsteller das Haus und geht „in's Vögl africhten", d. h. er stellt die Fanghäuschen auf. In gebückter Stellung durchdringt er mühsam, oft auf allen „Vieren" kriechend, die verworrenen Fichten- und Tannendickichte, sucht mitten im Dickicht einen modergrauen, moosigfeuchten Baumstock auf, höhlt in dessen Moderschichten eine kleine Vertiefung aus und stellt in diese Aushöhlung das Fanghäuschen. Da nun aber dieses in Folge seiner Holznatur in blendendem Weiß durch das Grün und Grau der Dickichte schimmert, also der Vogel dadurch leicht verscheucht werden könnte, so muß derselbe damit überlistet werden, daß man das „Schlaghäusl" allerseits mit Waldstreu und Waldmoos umkleidet, damit dasselbe des Waldes Farbe und Gepräge trage. Diese Arbeit geschieht denn auch ganz sachte im morgenstillen Hochwalde. Sodann

wird der Deckel des Häuschens gehoben und durch das Spreizstäbchen in seiner halbgeöffneten Stellung gestützt. Wie lockend blinken nun die saftigrothen Vogelbeeren in's Dickicht hinaus! — Ist das Häuschen aufgestellt, so wird der Vogel gelockt. Mittlerweile beginnt es im Walde lebendig zu werden: einzelne Vogelstimmen werden hörbar, vernehmlicher und kühler streichen die Morgenlüfte, die Zweige und Kronen beginnen zu rauschen, vom Dorfe her tönt Hahnenruf — die Sonne verläßt Thetis feuchten Mutterschoß und beginnt ihr Tagewerk. — Die von Gottes Güte über Nacht beschützten Vögelein gehen an ihr Frühmahl, Hunger und Instinct zwingen sie dazu. Nun ist es Zeit, dieselben zu locken, weil sie gerade jetzt für den Lockruf am empfänglichsten sind. Der Vogelsteller lagert sich in einem verborgenen Winkel und beginnt nun mit virtuoser Fertigkeit in der Naturstimme der Rothkehlchen dieselben zu locken. „Ps Ps! zk zk!" das sind die Naturlaute, die der Thierquäler getreulich dem Vogel abgelauscht. Er braucht diese Lockrufe nur einigemale zu wiederholen, so wird ihm auch schon von Seite des nichtsahnenden Opfers unschuldige und verdachtlose Antwort zutheil.

Jeder Lockruf wird vom Vogel erwidert; dabei nähert sich derselbe von Zweig zu Zweig, von Tännchen zu Tännchen hüpfend, der für ihn unheilvollen Stätte. So lockt der Vogelsteller das Rothkehlchen oft bis in seine unmittelbare Nähe, zum Orte des Verrathes, und meistentheils geht dabei der Vogel in die Falle. Oft aber ist der Vogel nicht zu bewegen, sogleich in seine unfreiwillige Gefangenschaft zu gehen; er geberdet sich spröde

und läßt den Hehler oft stundenlang im Hinterhalte lungern. Da bleibt nun demselben freilich nichts anderes übrig, als nach Hause zu gehen, um dem Vogel Zeit zum — Besinnen zu lassen.

Der Mittag bricht an. Glühend scheint die Sonne auf den Bergwald hernieder. Alles Leben schweigt, selbst die Lüftchen gehen leiser. Die Kronen des Waldes rauschen geisterhaft und die Wimpel und Wipfel neigen sich traumhaft. Im Walde herrscht grabestiefe Ruhe — nur das Bächlein läßt sein silbernes Plauschen erschallen. — Da theilen sich die Zweige des undurchdringlichen Dickichts und der Vogelsteller erscheint am Orte der Ruhe und des Friedens. Mit gierigen Blicken überschaut er die Situation; er sucht das „Schlaghäusl". Ist dasselbe noch offen, so „hat sich kein Vogel gefangen"; ist es aber zu, dann überzieht sein Gesicht freudiges Roth, dann „ist der Vogel eingegangen". Der gefangene Vogel muß nun „ausgenommen" werden. Dabei wird selbstverständlich die denkmöglichste Vorsicht angewendet, damit erstlich das leichtbeschwingte Thierchen nicht durch die Finger enthuscht, und zweitens der Störefried nicht in die unangenehme Lage versetzt wird, einen Frosch oder eine Maus, die sich auch zuweilen in die ihnen räthselhafte Tiefe des Häuschens verirren, „auszunehmen". Beim „Ausnehmen" kniet der Vogelsteller vor dem Baumstocke nieder, greift mit Vorsicht nach dem Fanghäuschen, hält an dasselbe das Ohr so lange, bis er darinnen ein Getrippel vernimmt. Dieses ist ihm Bürge, daß ein „Rothkröpfl" gefangen ist. Nun nimmt er sein blauleinenes Taschentuch zur Hand und schiebt dasselbe,

straff ausgespannt, unter den Deckel des Fanghäuschens so hinein, daß es beim eventuellen Aufheben des Deckels dessen Dienste versieht. Ist dies geschehen, so wird der Deckel aufgehoben, und mit einem geschickten Handgriffe von oben herab der Vogel mit und in dem Tuche „ausgenommen“. Damit aber hat der fühllose Mensch noch nicht genug an dem Thierchen verschuldet. Jetzt steckt er es einfach sammt dem Taschentuche in die Hosentasche, „richtet neuerdings auf“ und tritt erst dann seinen mitunter halbstündigen Rückweg an. Daß aber während dieser Zeit der unschuldige Vogel Unsägliches leiden muß, wird jeder gefühlvolle Mensch mit Entrüstung begreifen. Zu Hause angekommen, wird das Rothkehlchen im Zimmer oder in der Kammer ausgelassen, um es an seine Gefangenschaft gleichsam zu gewöhnen. Der scheue, entsetzte Vogel aber sucht durch die Fenster einen Ausweg in's Freie, und darum stürmt er so lange und mit so entsetzlicher Angst und Gewalt auf die Scheiben los, bis er endlich ermattet niedersinkt und stirbt. Dann wird er der Katze vorgeworfen! — — —

Nur selten wird ein Rothkehlchen in der Gefangenschaft am Leben erhalten. Alljährlich gehen in einem Böhmerwalddorfe etwa hundert Rothkehlchen durch die teuflische Fühllosigkeit der Vogelsteller zugrunde, und es muß diese Thatsache als eine Unmenschlichkeit gebrandmarkt werden.

Sinkt die goldene Abendsonne in die dunklen Tannenwälder, ermahnt das Dorfglöcklein zur feierlichen Ruhe, lächeln die hellen Sterne mit ihren goldleuchtenden Augen auf die müde, ruhende Erde hernieder: dann

macht der Vogelsteller seinen letzten Raubgang in den schweigenden Bergwald, um nachzusehen, „ob sich während des Nachmittags kein Vogel gefangen habe", was leider meistentheils der Fall ist.

Am andern Tage wird dieselbe Unsitte wiederholt und so lange mit Geduld und Consequenz gepflegt, bis die rauhere Jahreszeit die wundersamen Waldsänger ermahnt, sich gastlichere Gefilde im südlichen Sonnenlande aufzusuchen. Wie es ihnen wohl dort ergehen mag?

Manchmal kommen zwei oder mehrere Vogelsteller im Walde zusammen, indem sie sich gleichzeitig ein und denselben Ort zum „Aufrichten" erküren. In diesen Fällen muß dann der Schwächere dem Stärkeren weichen, welch' letzterer den ersten nicht nur gewaltig „durchbläut", sondern demselben auch noch obendrein das ganze Schlaghäuslmagazin wegnimmt und es für seine Zwecke verwendet. Auch das „Schlaghäuslstehlen" gehört hieher, was besonders fleißig von den Schulrangen geübt wird. Diese durchstreichen die Dickichte und nehmen mit, was ihnen unterkommt. Oft aber müssen sie diese Frechheit empfindlich büßen.

So der „Rothkröpflfang" während der Sommermonate.

Nebst „Rothkröpfeln" werden auch alle anderen Arten Singvögel gefangen, so z. B. Zeisige, Amseln, Zaunkönige, Stieglitze, Finken u. dgl. m. Während die Rothkehlchen mittelst „Schlaghäuschen" gefangen werden, bedient man sich als Fangmittel letztgenannter Vogelarten der sogenannten „Leimruthen". Diese werden aus Weidenästchen hergestellt und allseits mit „Vogelleim"

bestrichen, damit sie „picken“ (kleben). Solch eine Leimruthe hat gewöhnlich eine Länge von 0·3 *m*. In der Regel werden fünfzig bis hundert Leimruthen zum Vogelfange in's Treffen geführt. Wiederum sucht der Vogelsteller die verworrensten, von den traulichen Waldsängern zumeist besuchten Dickichte auf, um allda die Leimruthen aufzustecken. Mittelst eines scharfen Messers wird in den untern Theil des Tännlings oder in ein Aestchen desselben ein schräggehender Schnitt ausgeführt und in die Schnittspalte das „Leimrüadl“ gesteckt. Dasselbe sieht sich nun an wie ein Zweig und der unschuldige Vogel muß in die Falle gehen, was noch um so eher bewirkt wird, daß man an die Leimruthe Heuschrecken, Vogelbeeren oder anderweitige Lockmittel gibt. Sobald der Vogel mit seinem Gefieder den zähen, klebrigen Leimstoff berührt, bleibt er daran haften und ist trotz seiner verzweifelten Abwehr nicht mehr in der Lage, die goldene Freiheit wieder zu gewinnen. Das Schlimmste dabei ist wohl der Umstand, daß der hinterlistige Vogelsteller schon stundenlang im Hinterhalte lungert und in wilden Sätzen an das zitternde, angsterfüllte Opfer herangaloppirt, sobald er dessen verzweiflungsvollen Flügelschlag vernimmt. Daß dabei der prächtigste Vogel um sein liebliches Gefieder kommen kann, ist einleuchtend.

Zeisige, Finken, Amseln u. s. w. halten in der Gefangenschaft eher aus und sterben nicht so geschwind wie die Rothkehlchen. Beinahe in jeder Inwohnerstube trifft man zwei bis drei „Vogelsteig“ (riesiggroße Holzkäfige), wo sich in einer „Steig“ mitunter drei bis fünf Vögel befinden.

Im Herbste werden Hänflinge und im Winter sogar Ammerlinge gefangen. Als Fangmittel bedient man sich jetzt der sogenannten „Bredlmaschen".

Auf einem rechteckförmigen Brette von verschiedener Länge und Breite werden lauter Schlingen aus Roßhaaren aufgespannt, die sich sogleich schließen müssen, sobald sich ein Vogel hüpfend auf dem Brette bewegt. Diese Schlingen nennt der Wäldler „Maschen". Solcher „Maschen" werden auf einem Brette mitunter über hundert angebracht. Auf das Brett selbst wird Korn oder Hafer als Lockfutter gestreut. Nun gibt man diese Vorrichtung auf das von Hänflingen zahlreich besuchte Stoppelfeld und viele Segler der Lüfte binden sich unwillkürlich und unbewußt ihre Beinchen an dem „Maschenbrette" fest und fallen in die unbarmherzigen Hände des Vogelstellers.

Die Ammerlinge werden gerade so gefangen, nur gibt man den Fangapparat entweder auf den Düngerhaufen oder auf die glatten Schlittenbahnen, weil daselbst die Ammerlinge immer in großer Gesellschaft, im Pferdemiste ihre Nahrung suchend, anzutreffen sind.

Großartig wird der Fang der Krammetsvögel betrieben. Klein und Groß, Jung und Alt, Gering und Vornehm betheiligt sich an demselben. Burschen und Männer gehen an nebeligen Tagen mit ihren Flinten von Wiese zu Wiese, durch Wald und Feld, und schießen die Krammetsvögel als mehr oder minder geschickte Jäger. Der todte Herbst beherrscht schon längst die Berg- und Waldlandschaften. Die zahlreichen Ebereschen oder Vogelbeerbäume erstrahlen in lächelndstem Roth der massen-

haften Beerentrauben, man vermeint auf den Bäumen lauteren Scharlach zu sehen. Hin und wieder fährt ein heftiger Schauerwind in die kühlen Bäume und rüttelt dieselben gewaltig herum. Vereinzelte Schneeflocken gleiten tanzend zur Erde hernieder. Der Hochwald steht gespenstisch-rauschend, zeitweilig ertönt der klagende Ruf eines Gimpels oder der kreischende Schall eines Raben. Mitunter rauscht ein Schwarm von Seidenschwänzen, die sich besonders gerne auf die breitästigen Hagebuchen oder auf die sicherstehenden Ahorne niederlassen. Hoch oben im Aether zieht eine große Schaar von Krammetsvögeln, ihr folgt eine zweite, dritte, vierte u. s. f. Gierig lassen sie sich auf die Ebereschen nieder und nehmen Besitz von den saueren Beeren derselben. Hier kann man also ihrer am ehesten und sichersten habhaft werden.

Als Fangmittel bedient man sich hierbei sogenannter „Schnellen". Diese werden in einer Auflage von hundert Exemplaren auf folgende Art fabricirt: Zuerst macht man einen Gang durch die Flur, um entsprechende, gerade, dünne und leicht biegbare Ebereschenruthen auszufinden. Ist diese Entdeckung gelungen, so werden jetzt von dem betreffenden Baume oder der Staude die zweckdienlichsten Aeste oder Stämmchen abgeschnitten und nach Hause transportirt. Diese Ruthen haben eine Länge von ungefähr zwei Metern. Zu Hause nun bohrt man in der Mitte der Ruthe durch dieselbe ein etwa vier Millimeter breites Loch; sodann werden die einem Pferdeschweife listiger Weise entlehnten Roßhaare zu einer ungefähr zwei bis drei Millimeter dicken Schnur geflochten; in der Mitte dieser Schnur wird ein Knoten angebracht, und

nun wird dieselbe an das dünnere Ende der Ruthe gebunden. Alsdann wird die Ruthe durch Anziehen der Schnur nach aufwärts bis zur Lochöffnung gebogen, durch das Loch gezogen und nun wird das Ende der Schnur mit einem Querstäbchen versehen, daß sie nicht mehr durch die Oeffnung schlüpfen kann. Will man nun „aufrichten“, so wird diese Schnur bis zum Knoten angezogen und sobald der Knoten durch die Oeffnung gezogen ist, wird ein dünnes Stäbchen in einen dicht hinter der Lochöffnung liegenden Einschnitt gesteckt. Die Zugkraft der angespannten, hufeisenförmig gebogenen Schnur hält das Stäbchen fest und dieses hindert wiederum den Knoten am Durchschlüpfen. Der nun verfügbare Theil der Schnur wird künstlich zu einer „Masche“ (Schlinge) geformt, diese ziemlich große Schlinge wird auf dem Spreizstäbchen entsprechend zurecht gelegt, resp. lose befestigt, sodann wird noch unter dem Stäbchen eine scharlachrothe Traube von Vogelbeeren als Lockfutter angebracht, die ganze Vorrichtung auf die höchsten, schwanksten, freiesten und weitesten Stellen der Ebereschen aufgehängt, und das „Aufrichten“ ist fertig. Auf jedem Baume sieht man zwanzig bis dreißig solcher „Schnellen“. — Unter dem Baume sitzt der Vogelsteller und erwartet den Zug der Krammetsvögel. Diese Erwartung dauert nicht lange. Mit lebhaftem Geräusch fallen sie in den Baum ein und mit noch lebhafterem Geräusche verlassen sie denselben, sobald sich mehrere Vögel gefangen haben. Der Vogel setzt sich auf das Stäbchen der „Schnelle“, um von hier aus die Vogelbeeren zu erhaschen. Sobald er jedoch dasselbe berührt, so fällt es hinab, der gespannte Bogen

schnellt aus, die Schlinge zieht sich blitzschnell zusammen, und hält nun den ängstlich schreienden und flatternden Vogel an dem Beine fest. Oft gehen zehn bis zwanzig Vögel in die Falle. Der Vogelsteller erklettert nun den Baum, um den Vogel „auszunehmen". Hat sich die Schlinge allzu fest um das Bein des Vogels verflochten, so reißt der Unmensch mit dem bedauernswerthen Opfer so lange herum, bis ein Beinchen an der „Schnelle" hängen bleibt, was ich in meiner Kindheit zu wiederholten Malen anzusehen bekam. Sodann wird dem Vogel „der Kragen umgedreht". Nun wird dem Opfer durch die Nasenlöcher ein Spagatband gezogen, um so alle zu einem „Schiebel" (Bündel) zu vereinigen, die „Schnellen" neuerdings „aufgerichtet" und sodann begibt man sich zu zu den „Herrenleuten" im Dorfe, wo man das Paar gewöhnlich um zehn Kreuzer verkauft. Wer das Geschäft besonders großartig betreibt, der trägt die Vögel in die nächste Stadt, um sie dort abzusetzen.

Dieser Krammetsvogelfang dauert vom October bis gegen Weihnachten und wird von Klein und Groß fleißig geübt. Hierbei hat man doch wenigstens den nutzbringenden Gewinn im Auge, während der Singvogelfang nur zur Befriedigung schlechter Leidenschaft betrieben wird.

So viel idyllischer Reiz übrigens mit dem Vogelfange verbunden ist, so kann man demselben vom Standpunkte der allgemeinen Weltliebe und Humanität doch nicht das Wort reden und der „Vogelsteller" verdient auf alle Fälle unsere Mißachtung und gerechte Rüge.

Der „Pascher“.

Ein ausgesprochenes Gegenstück zum „Wildschütz“ bildet der „Pascher“, der Schwärzer des Böhmerwaldes. Schwärzer harmloser Natur sind fast alle Grenzwäldler, und selbst Frauen schrecken nicht zurück davor, bayerische Stoffe, bayerischen Kaffee und bayerisches Salz über die Grenze zu schmuggeln. Das geht so gelegentlich hin, und welcher „Finanzwacher“ wird so grausam, so unartig sein, eine schmucke Dorfdirne anzuhalten und zu untersuchen? Bei der besonderen Vorliebe des „Grenzjägers“ für die Dorfschöne hat er mit derselben ganz andere Sachen im Sinne, wenn er sie im verschwiegenen Grenzwalde findet, und es braucht keiner langen Ueberredungskunst, das laxe „Pascher-Diandl“ zu bewegen, an der Seite des „Aufsehers“ ein Stündlein im Tannicht zu ruhen, zu küßen und kosen . . .

Neben diesen Gelegenheitspaschern gibt es aber auch sehr gefährliche Berufsschwärzer, die sonst kein anderes Geschäft betreiben, als auf den verborgensten und verworrensten Waldpfaden Salz, Tabak, Cigarren und Stoffe über die Grenze zu schmuggeln und damit Handel zu treiben. Diese Individuen treiben besonders in der Umgebung des Dreisesselgebirges ihr Unwesen und sind die gefürchtetste Plage der Finanzwache, der „Grenzjäger“. Mit Pistolen, langen Messern und anderen Vertheidigungswaffen überschreiten sie oft in dichten Gruppen nächtlicher Weile die wildesten, unwegsamsten Stellen,

Berggipfeln, Felsschluchten des Gebirges, still und lautlos, leise schleichend, daß sie kein Ohr der „Grenzjaga" erlauscht. Ebenso vorsichtig kehren sie mit ihren „Hucken" — Päcke, in welchen sie die gepaschten Waren verborgen halten — zumeist in grausenvollen Wetternächten mit dem ganzen Aufgebote von Vorsicht in's heimatliche Dörfchen zurück, wo sie ihre Waren heimlich an die einzelnen Besteller um billiges Geld absetzen. Das begehrteste Schmuggel-Object ist unstreitig der „baierische" Tabak, den man allgemein „Brisoi" — Brasilianer — nennt. Dieser Tabak erscheint in Form von Würsten im Handel und zeichnet sich nicht gerade durch den edelsten Duft aus; im Gegentheile: es gehören ganz besondere Schleimhäute und ein ganz abgehärteter Geruchsnerv dazu, um an diesem „Brisoi" Gefallen und Geschmack finden zu können, und doch wird er von allen Schnupfern des Böhmerwaldes geradezu leidenschaftlich begehrt. Aus dieser leidenschaftlichen Vorliebe erklärt sich das massenhafte „Einschmuggeln" dieses Tabaks und der blühende Geschäftsgang und der nie versiegende Eifer des „Paschers".

Sobald der „Pascher" den „Brisoi" im Dorfe verkauft hat, verschwinden bei den Schnupfern die Dosen, welche den „Kaiserlichen" beherbergen, und die „Brisoibüxel" — Tabakgläser — kommen zum Vorschein. Diese „Büxl" enthalten den vielbegehrten „Schmaizl" (Brisiltabak) und gerne wartet man mit demselben auf, wenn es gilt, Jemanden besonders zu ehren oder Einem einen besonderen Genuß zu bereiten.

Vorerst aber muß der wurstförmige, stinkende „Brisoi" „gerieben" werden. Dazu hat man den „Brisoischerb'n"

— eine Form, ähnlich der Gugelhupfform — und ein „Brisoischeit“, ein großes, kochlöffelförmiges Scheit, womit man den Tabak zerreibt. Zuerst wird dieser feinzerschnitten; sodann schüttet man ihn in den „Scherb'n“ und fängt tüchtig zu reiben an. Sobald sich die erste pulverige Masse zeigt, wird derselben Rindschmalz zugesetzt und abermals fleißig darauf losgerieben; nach einiger Zeit setzt man dem Gemenge noch etwas Holzasche und schließlich einen Kaffeelöffel gelöschten Kalk zu und reibt nun so lange, bis der gelblichschwarze, scharfduftende Tabak, der „Brisoi“, zum Vorschein kommt. Nun wird er mit förmlicher Andacht „probirt“ und endlich in die Gläser gefüllt. Das „Tabakreiben“ geschieht immer in der Nacht bei geschlossener Thüre und geschlossenen Fenstern, damit man nicht von den „Aufsehern“ überrascht werden kann, die mitunter die „Brisilschnupfer“ auf Schritt und Tritt verfolgen.

Das „Paschen“ nimmt in einzelnen Gegenden solche Dimensionen an, daß es zur Pflicht des Staates wird, diesem Unfuge mit ganzer Gewalt zu steuern. In jedem Grenzorte entlang des ganzen dreißig Meilen langen Böhmerwaldes besteht eine Finanzwache-Abtheilung, ein sogenannter „Grenzposten“. Dieser Posten besteht aus einem Respicienten, aus zwei bis drei Oberaufsehern und einigen Aufsehern. Die „Finanzer“ wohnen in der vom Staate gemietheten „Kaserne“, und zwar bewohnt der Respicient mit seiner meist zahlreichen Familie zwei Zimmer, die Aufseher ein Zimmer gemeinschaftlich.

Die Aufseher sind dem „Pascher“ gegenüber das, was die Jägerei dem Wildschützen ist. Deshalb besteht

zwischen Paschern und Finanzwache ein Haß, den weder Zeit noch Sühne tilgt. Die muthigsten „Grenzjaga" verfolgen Tag und Nacht mit unermüdlichem Eifer die berüchtigsten „Pascher", oft scheuen sie im strengsten Hochwinter einen fünf- bis sechsstündigen Weg nicht, um den Pascher plötzlich in seinem Heim zu überraschen. Aber auch die „Pascher" wollen von einem „Affseha" nichts wissen, sie wandern oft in zahlreichen Gruppen durch den Wald, entschlossen, mit den Grenzjägern den Kampf aufzunehmen auf Leben und Tod, wenn es die Nothwendigkeit gebieten sollte.

Die Grenzjäger durchstreifen abwechselnd Tag und Nacht den Grenzwald und die Landstraße; sie besetzen die verdächtigen Waldsteige, beobachten die geheimen Schlupfwinkel und liegen oft Stunden lang im Schnee, um den vorsichtig daherschleichenden „Pascher" zu fangen. Der Respicient schreibt den Dienst vor. Die Hälfte der „Mannschaft" hat Tagdienst, die andere Hälfte Nachtdienst. Zur strengeren Ueberwachung des Dienstes sind der Finanzwache-Commissär und der „Grenzinspector", jetzt „Sectionsleiter", verpflichtet, welche im nahen Städtchen leben und durch ihr plötzliches, unverhofftes Erscheinen am Orte des Dienstpostens denselben zur genauen Pflichterfüllung anhalten. Gelingt es einem Aufseher, einen „Anstand" zu machen, d. h. eines Paschers habhaft zu werden, so wird der Schwärzer aufgefordert, stehen zu bleiben und sich „untersuchen" oder „durchsuchen" zu lassen. In den meisten Fällen gehorcht der einzelne, hilflose „Pascher" dem gesetzlichen Organe, wenn er die Uebermacht auf Seite der Grenzjäger sieht.

Willig läßt er sich von dem triumphirenden „Posten" dem Zollamte zur Amtshandlung vorführen und willig bekennt er sich vor dem amtshandelnden Zolleinnehmer für schuldig.

Oft aber geschieht es auch, daß der angehaltene Pascher wie ein wildes Thier Reißaus macht, um so im Gewirre der hundertjährigen Stämme und im Chaos der verworrenen Dickichte den verfolgenden Blicken der Aufseher zu entgehen. Aber ein laut und lang durch den Wald krachender Schuß läßt es ihm rathsam erscheinen, sich zu ergeben, denn das weiß er, daß mit der „Kugelbüchse" des Grenzjägers nicht gut zu spaßen ist.

Besonders verwegene und im „Paschen" abgehärtete Raufbolde scheuen sich selbst vor einem Zweikampfe mit dem Aufseher nicht; aber die Grenzjäger des Böhmerwaldes, größtentheils Waldsöhne, sind selbst geübte Raufer und schrecken vor der mitunter herkulischen Gestalt ihres Angreifers nicht zurück. Dieser hat es immer darauf abgesehen, dem Grenzjäger das Gewehr oder den Säbel zu entreißen, um vor diesen zwei todbringenden Waffen sicher zu sein. Das gibt dann einen furchtbaren Ringkampf, der meistentheils mit dem Siege des Aufsehers endigt.

Schlimm aber ergeht es den Grenzjägern, wenn sie auf eine ganze, bewaffnete Schwärzerbande stoßen, die besonders in den Dreisesselgemarkungen ihr Unwesen treibt. Da heißt es entweder fliehen oder sich ganz ruhig verhalten und selbst dann, wenn die muthwilligen „Pascher" zum Hohne der „Finanzer" ihre scharf geladenen Pistolen und Revolver abfeuern, daß es weithin durch

den Bergwald schallt. Mit diesem Factor wissen jedoch die Grenzjäger wohl zu rechnen: Wie die Jäger im Vereine mit der Gendarmerie den Wildschützenrotten nachstellen, so verfolgen die Grenzaufseher, unterstützt von der Jägerei und Gendarmerie, die Schwärzerbanden; dabei kommt es zu heißen Kämpfen, Blut fließt und Todte gibt es auch zuweilen: aber der Sieg wird schließlich doch erkämpft, und das ist immerhin eine Genugthuung, denn der Kampf mit Schmugglern ist nicht so gefahrlos, wie man vielleicht glauben möchte; mancher „Pascher" hat solch' ein „kaltes" Herz, daß er gar keinen Anstand nimmt, dem ehrlich kämpfenden Aufseher das lange Raufmesser bis an's Heft in den Bauch zu stoßen, „daß es stecken bleibt und die Darm' heraushängen" . . .

Der eingefangene „Pascher" wird nun in's Zollamt geführt, um dort seiner Contrebande entledigt und verhört zu werden. Der Zolleinnehmer nimmt mit ihm ein Protocoll auf, welches er dictirt und der Zollaufseher schreibt. Der die Contrebande beanständete Aufseher muß eine genaue „Thatbeschreibung" vorlegen, worin die Art und Weise erzählt wird, w i e der „Anstand" gemacht wurde. Das Protocoll sammt der Thatbeschreibung wird nun der Behörde vorgelegt, welche dann das oft furchtbar empfindliche Strafausmaß kundgibt. Bei Cigarren-, Salz- und Tabakschmuggel bleiben die betreffenden Objecte im Zollamte; da straft der Zolleinnehmer nach den bestehenden Paragraphen. Die Cigarren werden der Finanz-Bezirks-Direction zur weiteren Verfügung eingesendet, Salz und Tabak werden im Beisein des Dorfrichters vernichtet: ersteres verschüttet, letzterer verbrannt. Gepaschte Stoffe,

Gläser, Geschirre u. dgl. m. werden im Licitationswege verkauft. Derjenige Aufseher, welcher den „Anstand" gemacht hatte, erhält als „Antheil" ein bis zwei Drittel des Strafgeldes, der übrige Theil wandert in die Staatscasse.

Mancher „Pascher" benimmt sich beim Verhöre ganz höflich und zahlt oft weinend die empfindliche Strafsumme; mancher zeigt eine ganz gleichgiltige Miene und verläßt pfeifend das Zollamt; andere wieder benehmen sich dem Zolleinnehmer gegenüber höchst excessiv und provocirend, verlegen sich auf hartnäckigstes Leugnen, indem sie einfach erklären, der Herr Aufseher müsse sich geirrt haben in der Person, indem er (der Pascher) gar nichts wisse vom Schmuggel. Und wenn sie von der Wucht der wider sie gerichteten Aussagen und Beschuldigungen derart in die Enge getrieben werden, daß sie nicht mehr „aus und ein wissen", dann fangen sie an zu fluchen und zu poltern, daß sich der Zolleinnehmer bemüssigt sieht, die Hilfe des Strafgerichts in Anspruch zu nehmen.

Paschende Weibsleute wickeln ihre Contrebande einfach um den bloßen Bauch und verdecken dieselbe mit ihren Kleidern. Da es nun keinen Paragraphen gibt, der es dem Aufseher erlaubt, Weiber an allen beliebigen Körperstellen zu untersuchen, so führt der Zolleinnehmer die verdächtige Weibsperson in ein Nebengemach und läßt sie von der — Dienstmagd oder von irgend einem Dorfweibe untersuchen, die denn auch wirklich dem Teufel an den Leib rücken und die Contrebande in die Kanzlei zurückbringen . . . .

So beschwerdevoll und gefährlich das „Paschen" ist, so kann es der eingefleischte „Pascher" doch nicht lassen,

und so lange der Böhmerwald die Grenzscheide zwischen zwei fremden Ländern, so lange wird in seinen dunklen Wäldern der „Pascher“ mit seiner „Hucke“ auf geheimen Pfaden schleichen, so lange werden die Aufseher die leichtgläubigen Dorfdirnen — unglücklich machen, denn des „Paschers“ wegen sind die Grenzjäger da, und diese suchen und finden für die Unbill ihres schwierigen Standes Entschädigung bei den laxen Dorfschönen — viel Elend und Jammer ist die Folge dieser Liebelei — und an all' dem ist der „Pascher“ schuld, dem wir aus vollstem Herzen zurufen möchten: „Bleib' im Lande und nähre Dich redlich!“

Der Holzhauer.

Der uroriginellste Charakter des Böhmerwaldes, des Hochwaldes treuester Sohn ist unstreitig der „Holzhauer“, der „Holzhacker“, der „Scheithauer“. Man könnte fast sagen, er sei des Waldes wegen da, denn der Wald ist seine ureigentliche Heimat, sein Leben und Alles. Als Kind schon hat er den Wald entweder als Hirtbube oder als „Schlagräumer“ lieben gelernt, diese Jugendliebe bewahrt er seinem Freund und Ernährer bis zu seinem Tode, der nur zu oft herbeigeführt wird durch den verhängnißvollen Fall einer von ihm „umgehauenen“ (gefällten) Wettertanne oder Bergfichte. Jahraus, jahrein lebt er im Walde; keine Vogelstimme ist ihm fremd, kein Gesträuch gibt es, über das er nicht zu berichten weiß, er versteht die ernste Sprache des Waldes, die furchtbar-

hehre Macht des Berggewitters, das trauliche Gesäusel Zephyr's in den grünbelaubten Buchen und Ahornen, kein Thierlein und kein Röslein, keine Wurzel und kein Stock ist ihm fremd, er ist ja selbst ein Glied in dieser mannigfachen Kette, selbst ein Kind jener Familie, die den Hochwald ihre Mutter nennt.

Nur selten in der Woche kehrt er zurück in's Dorf zu den Seinen, und das geschieht zumeist an Sonn- und Feiertagen, wo die Arbeit ruht und das Menschenherz den „Tag des Herrn" feiert. Aber der Wald ist ihm so sehr an's Herz gewachsen, daß er nicht selten auch an Ruhetagen hinauswandert in seinen heiligen Tempel, um dort der Seele wahrsten Frieden, den heiligen Waldfrieden zu suchen und zu finden. Die Säge und die Hacke, der Keil und der Schlitten sind seine Bundesgenossen, die ihm im harten Kampfe mit den himmelanstürmenden Waldesriesen zum Siege verhelfen müssen. Deswegen hält er auf diese bewährten Geräthe viel, sie sind ihm das, was dem Soldaten das Schwert ist: seine Ehre.

Im ganzen Großen theilt der Holzhauer die Eigenschaften des Waldbauers, der ja auch zuweilen Hacke und Säge zur Hand nimmt und hinaus zieht in den „Scheiterwald", um Geld zu verdienen. Körperkraft, Abhärtung, Fleiß und Ausdauer, Muth und Gewandtheit sind ihm im hohen Grade eigen. Deshalb macht ihm die gefährliche Arbeit nicht viel Beschwerden, er weiß sie spielend zu bewältigen.

Trifft man einen Holzhauer so ganz allein in dunkler Urwaldeinsamkeit, so wird man unwillkürlich zurück-

schrecken, denn diese Gestalt gleicht weit eher einem Ur- als einem Culturmenschen. Ungewaschen und ungekämmt, zerlumpt und halb nackt — so erscheint er im Walde wie ein Sohn der großen Urwälder Amerikas. Im Walde denkt er nur an Eines: an die Arbeit, den Gewinn. Kommt jedoch der Sonntag, dann geht er zum Waldquell' oder zum Waldbach, wäscht sich dort am ganzen Körper, bringt seine Haare in Ordnung, zieht seine Feiertagskleider an, füllt seine Tasche mit klingender Münze und kehrt in's Dorf zu den Seinen zurück, um mit ihnen einen frohen Tag „durchzuleben". Dort freut er sich bei Tanz und Bier, dort geht er in „d' Häusa" zu seinen Kameraden, dort gewinnt er mit Leichtigkeit das laxe Herz der Dorfschönen, dort wird er wieder Mensch! Sein ganzes Wesen trägt den Stempel der Gutmüthigkeit, der Treuherzigkeit. Das kann der Fremde erfahren, wenn er ihn in weiter Waldesnacht um eine Auskunft, um seinen Beistand ersucht: Freundlicher und zuvorkommender wird ihm im Böhmerwalde von Niemandem begegnet werden, wie vom Holzhauer, dem ehrlich-schlichten Kind des dunklen Hochwaldes.

In kurzen Zügen wollen wir nun die mühvoll-beschwerliche Arbeit des Holzhackers zeichnen.

Windstürme und Borkenkäfer sind die Feinde des Waldes. Erstere entwurzeln die stärksten Bäume selbst, letztere tragen zu deren Fällung ihr Möglichstes bei. Die zwei denkwürdigsten Stürme hatte der Böhmerwald in den Jahren 1868 und 1869 zu bestehen: ganze Urwaldstrecken wurden in lichte Holzschläge verwandelt. Dadurch entstand also viel lagerndes Holz, welches aufgearbeitet

werden mußte, wollte man es vor Fäulniß oder Diebstahl bewahren.

Graf Thun und Fürst Schwarzenberg haben in einzelnen Revieren eigene Berufsholzhauer, welche jahrein jahraus in herrschaftlichem Solde stehen, von der „Herrschaft" mit Wohnung, Feldern und Wiesen, Geld und Lebensmitteln belohnt werden. Außer diesen „herrschaftlichen" Holzhackern gibt es noch Privat-Holzhauer, welche gegen Tagelohn in den „Scheiterwald" gehen, wenn sie es für gut finden, wenn sie das Bedürfniß nach Geld und Erwerb fühlen.

So wandert der „Scheithauer" in grauer Morgenfrühe mit Hacke, Säge, Schnappsack u. dgl. hinaus in den stillen Hochwald, und läßt durch die heilige Stille seinen Jodler erschallen:

„D' Hoizhockabuam, dö müaß'n fruah affteh'n,
Müaß'n d' Hocka nehma, müaß'n Holzkluim geh'n!"

Zuerst wird der schönste Baum ausgesucht, der gefällt werden soll. Die Wahl wird manchmal schwer: denn der „kerzengeraden", astfreien Stämme beherbergt der majestätische Hochwald eine reichliche Zahl. Ist man endlich doch „schlüssig geworden", welchen Baum man zuerst „umhaut", so spricht man ein kurzes Gebet, um durch den fallenden Waldriesen nicht „todtg'schlog'n" zu werden und geht dann unverzüglich an's Werk. Bald dringen die scharf zugefeilten Zähne der großen, weit ausgebauchten „Bamsog" — Baumsäge — in das frische Holz der Tanne oder Fichte ein, daß die „Sogschoit'n" (Sägespäne) nach allen Seiten sprühen und das Geschrei der eisernen Säge weithin durch den Hochwald schallt.

Die Holzhauer aber sind stumm und blaß dabei, denn sie werden beherrscht von einer unsäglichen Angst, bei diesem äußerst gefährlichen Geschäfte erschlagen zu werden, trotzdem sie fast mit Bestimmtheit voraussagen können, nach welcher Seite der Baum falle. Aber dieser hat manchmal verschiedene „Maxen" — Faxen — im Schilde, er macht der klugen Berechnung des Holzhackers mitunter einen Strich durch die Rechnung, indem er sich im entscheidenden Momente, wo er fallen soll, plötzlich wie ein Kreisel zu drehen beginnt, und gerade nach der Richtung fällt, wohin die Holzhacker „auszuweichen" pflegten. Selbstverständlich muß dabei manches frische Holzhauerleben erlöschen, wenn es von dem mit sausender Wucht und donnerähnlichem Geschmetter und Gekrache zu Boden stürzenden und im erhabenen Falle eine ganze Generation jüngerer Nachbarssprossen mitreißenden Hochwaldriesen ereilt und niedergeworfen wird. So mancher Scheithauer wird hiebei förmlich zu Brei zerquetscht . . .

Doch sind derartige Unglücksfälle Seltenheiten.

Der gefällte Baum wird nun „abgeastelt", entästet und in mehrere Stücke zerschnitten. Diese „Stöcke" werden sodann mittelst starker Buchenkeile zerspaltet. Das Holzspalten nennt der Holzhacker „Hoizkluim". Die zerspalteten Stöcke heißen „Scheida" (Scheite). Meistentheils wird ihnen die Meterlänge gegeben. Das schönste, knotenfreie, weiße Kernholz wird ausgesondert und als „Nutzholz", ästiges, rothbrüchiges Scheitholz hingegen als „Brennholz" aufgeschichtet. Die Aufschichtung geschieht derart, daß die meterlangen Scheite auf meterbreiter Basis meterhoch übereinander gelegt werden.

Solch' ein „Holzstoß" heißt Kubikmeter. Beim Eintritte in den Wald gewahrt das Auge eine Unzahl solcher „Kubikmeter", bei denen sich der „Holzdieb" häufig zu Gaste einfindet, was dem „Jaga" und dem Waldbauer zu nicht geringem Aerger gereicht.

Das Astholz wird in große „Holztrauben" zusammengestellt und als „Keanhoiz" (Kienholz) nach Hause gefahren. Die kleinen Holzabfälle werden entweder verbrannt oder sie bleiben auf dem Waldgrunde liegen. Die armen „Hiawatsleut" haben das Recht, diese der Verwesung preisgegebenen Holzabfälle zu sammeln und nach Hause zu tragen. So wandern an regnerischen Tagen, wenn sonst nichts anderes zu thun ist, ganze Familien in den Tann hinaus, um dieses „Klaubholz" zu sammeln; dasselbe wird sodann für den Winter als sogenanntes „Winterholz" aufbewahrt.

Ist alles Scheitholz aufgeschichtet, dann kommt die Försterei und „übernimmt" es; die Uebernahme geschieht so, daß jeder Klotz und jedes Scheit mit dem forstämtlichen Siegel gestempelt wird, daß alles genau abgezählt und aufgezeichnet wird. Das übernommene Holz kann nun nicht mehr so leicht gestohlen werden, weil man bei Hausdurchsuchungen im Falle der Entdeckung sichere Beweise des Diebstahls hätte. Allein auch hier ist der Holzdieb der Gescheidtere, indem er einfach an der Seite des Scheites, welche das försterliche Siegel trägt, ein Stück wegschneidet, so daß es ebenso gut „Gmoaholz" wie „herrschaftliches" Holz sein kann.

Soweit die Arbeit des Holzhauers während der Sommerszeit. Diese Arbeit ist weniger gefährlich. Ge-

fährlich ist dabei nur das Fällen der Bäume und in diesem Geschäfte sind die Holzhauer, wie schon gesagt, ungemein gewandt, so daß Unglücksfälle wirklich eine Seltenheit sind.

Die Holzhauer wandern frühmorgens in den Wald hinaus und verweilen daselbst bis zum Spätabend. Sind des Dorfglöckleins Abendklänge schon längst in den stillen Wäldern verklungen, dann kehrt der müde Holzknecht in's Dorf zurück, um auszuruhen nach mühevoller Tagesarbeit. Mitunter bleiben die Holzhauer den ganzen Sommer und Herbst hindurch im Walde und bewohnen mit ihren Familien die sogenannten „Waldhütten", die in ihrer Gesammtheit die bekannten „Holzhauer-Colonien" geben, aus denen sich so manches Böhmerwald-Dorf entwickelt hat.

Die Waldhütten werden aus Baumstämmen aufgebaut; das Dach wird mit Reisig, Moos und Streu bedeckt. Inwendig sieht es nicht besonders wohnlich aus; Streu deckt den ganzen Boden zu; inmitten des Hüttenraumes steht ein großer, steinerner Feuerherd, wo sich die Holzhauer ihre spärliche Nahrung zubereiten. Das Feuer wird Tag und Nacht unterhalten. Um allzugroßer Rauchansammlung zu steuern, werden in den Wänden mehrere „Zuglöcher" angebracht, wo der Rauch hinausziehen kann. Tisch und Bänke fehlen. Das Mahl wird liegend auf dem Erdboden eingenommen. Als Lagerstätte dienen sogenannte „Pritschen", lange bankartige Vorrichtungen, die an den Wänden herumstehen und mit Moos und Laub bestreut sind. Waldhütten sind in allen Böhmerwaldforsten anzutreffen; sie dienen auch dem Touristen als Asyl gegen Sturm und Regen; oft über-

nachtet er daselbst, wenn ihn einbrechendes Abenddunkel in Waldesweite überrascht. Auch der Jäger sucht die Waldhütte gerne auf, wenn er Nachtdienst hält, wenn er Holzdieben oder Wildschützen auflauert. Der Waldhirt betrachtet ebenfalls die Waldhütte als sein trauliches Heim und verlebt in ihrem dunklen Raume ganz zufrieden die schöne Sommerszeit.

Kommt der Winter, dann beginnt das „Scheidazuig'n" (Scheiterziehen) und das „Blöchafoahn" (Klötzefahren". Da das meiste Holz in's Ausland wandert, so hat man zu diesem Transporte kein besseres Beförderungsmittel, als die Schwemme. Deshalb muß das Holz zur Schwemme geschafft werden. Das auf Berggipfeln und steilen Waldhängen lagernde Holz wird „gerufelt". Man unterscheidet eine „nasse — Wasserrusel" und eine „trockene Rusel". Die Rusel wird schon im Sommer gebaut. Die „Wasserrusel" ist eine vertiefte, aus Baumstämmen gezimmerte Bahn, welche über den Bergabhang zur Schwemme hinabführt. Die „trockene Rusel" ist eine Rutschbahn, bald aus nebeneinander gelegten Stämmen, bald nur aus einer breiten Furche geebneten Terrains bestehend, auf welcher das Bergholz in die Tiefe hinab gerollt wird. Die größte Rusel befindet sich bei dem Dorfe Hirschbergen in den Stifter-Geist-beseelten Plöckensteinforsten: sie ist über dreihundert Meter lang und über fünfzig Meter breit. Andere befinden sich am Rachel- und Lusenabhange; erstere führt in den Fürstlich Schwarzenberg'schen Schwemmcanal hinunter, letztere in den Ilzbach.

Das in den Holzschlägen aufgespeicherte Holz wird nun mittelst Holzschlitten zusammengefahren. Der Holz-

schlitten besteht aus zwei Kufen, „Gransen" genannt, deren Sohlen mit starkem Eisen beschlagen sind. Die Kufen sind vorne nach aufwärts gebogen; diese hornartigen Aufbiegungen heißen „Schlittenhörner". Bevor man das „Scheiterziehen" beginnt, muß eine sogenannte „Scheiterbahn" ausgetreten werden. Die Holzhauer wandern scharenweise in den Wald hinaus und treten mittelst Schneereifen den Schnee in einer gewissen Linie fest. Ueber den festgetretenen Schnee wird nach Möglichkeit Wasser geschüttet; auf diese Art wird bezweckt, daß die Bahn über Nacht fest zugefriert. Eine feste eisige Grundbahn vermag sodann die Schwere der Schlittenlasten sehr gut zu tragen. Fällt dann neuer Schnee auf diese Eisbahn, so wird derselbe abermals festgetreten und die „Scheiterbahn" ist nun für den ganzen Winter gesichert.

Der Schlitten wird mit Scheiten hoch beladen; die Scheite werden mittelst Ketten oder Stricken fest an den Schlitten geschnürt; sodann setzt sich der Holzhauer vorne auf die die zwei Hörner verbindende Holzspange, lehnt sich mit dem Rücken gegen den Holzhaufen zurück und lenkt mit erstaunlicher Kühnheit und Sicherheit den mit Blitzesschnelle dahinsausenden Schlitten. Das ist aber auch eine der größten Gefahren, die dem Holzhacker drohen; denn springt der Schlitten aus der Bahn, dann ist der arme Mann nicht mehr im Stande, denselben in's Geleise zurückzubringen, dann wird er entweder von der Last des Schlittens zerquetscht oder mit solch' einer Wucht an irgend einen im Wege stehenden Baum geschleudert, daß er zerschmettert liegen bleibt.

Doch ereignet sich ein derartiger Unglücksfall fast niemals oder nur höchst selten.

Um des dahinsausenden Schlittens Geschwindigkeit einigermaßen zu mäßigen, hängt man hinten an den Schlitten sogenannte „Hunde“ (Spaltklötzer) oder einige Bündel von Scheiten an. Der Holzhauer hat außerdem noch an den großen, mit starken Eisennägeln beschlagenen „Schnürschuhen“ starke Steigeisen, die er mit Kraft in die Bahn einstemmt, um den Flug des Schlittens zu verlangsamen. Wo es jedoch nöthig ist, den Lauf des Schlittens auf das Aeußerste zu hemmen, stößt er eine an die rechte Kufe befestigte, unten mit einer starken, eisernen Doppelgabel bewaffnete Stange, „Kral“ genannt, in die Schneebahn. Auf solche Art wird das Holz nach harter Arbeit zur Schwemme geführt und von da in alle Welt versendet. Als Schwemmmittel dienen: Schwemmcanäle, Schwellen, Bäche und Seen.

Der größte und wichtigste der Canäle ist der bereits seit 1789 unter der Regierung des Fürsten Johann Schwarzenberg erbaute und von mehr als 20 Gebirgsbächen gespeiste fürstlich Schwarzenberg'sche Schwemmcanal im südlichen Böhmerwalde. Die erste Veranlassung zu diesem Baue gab der Forstingenieur Rosenauer. Die Idee einer regelmäßigen Canalisirung der ausgedehnten Hochwaldstrecken hatte er schon als Jägerbursche des Revierförsters zu Hirschbergen im Kopfe herumgetragen, und es gelang ihm auch, sie thatsächlich zu verkörpern. So wurde der Canal auf Kosten des Fürsten erbaut und vom Staate durch ein 30jähriges Privilegium begünstigt.

Besagter Canal hat gegenwärtig eine Länge von etwa 6½ geogr. Meilen, eine Tiefe von 1 Meter und eine Breite von 2 Meter. Auf große Strecken ist er durch Felsen gesprengt und mit Granitquadern ausgemauert und sein Lauf ist mit zahlreichen Schleusen, Wärterhäuschen, Einwurfsstellen und Brücken versehen. Jetzt beginnt der Canal am Nordfuße des Dreisesselberges im Neuthaler Revier in einer Seehöhe von circa 920 Meter und zieht sich über die Dörfer Neuofen, Hüttenofen, Josefsthal und Glöckelberg und am Nordfuße des Schindelauerbergers vorbei nach dem Paß von Untermoldau. Diesen überschreitet er, und nun tritt er nach Oesterreich über, allwo er sodann in den Buchenbach und mit diesem in die Mühl und mit dieser wieder in die Donau mündet. Das Holz gelangt also zum und in den Canal, aus demselben in den Buchenbach, aus diesem in die Mühl, und aus dieser endlich in die Donau. Mittelst Schiffe und Prahmen wird es sodann auf dieser großen Wasserstraße nach Wien verschafft. Durchschnittlich gelangen jährlich durch den Schwemmcanal 18—20.000 Klafter Scheitholz nach Wien. — Das ist der große, berühmte fürstlich Schwarzenberg'sche Schwemmcanal im südlichen Böhmerwalde.

Ein zweiter, ebenfalls auf Kosten des Fürsten zu Schwarzenberg in den Jahren 1799—1800 angelegter, kleinerer Canal befindet sich im mittleren Böhmerwalde und verbindet den Maderbach mit dem Kieslingsbache. Dieser Canal ist bei 14 Kilometer lang, beginnt am Fuße des fichtendunklen Antigel, der Mündung des Widrabaches gegenüber, zieht sich durch das Schlössel-

walder Revier am sogenannten Rehberg-Plateau nach dem in den Kieslingsbach einmündenden Seckerbach. Auf diesem Canale werden Brennholz und Klötzer nach der Wottawa verschwemmt.

Ein drittes Schwemmmittel sind die „Schwellen“, Gebirgsbäche und Gebirgsseen. Die Schwellen haben den Zweck, die Wassermenge der zum Schwemmen bestimmten Bäche zu vergrößern oder die Bäche auch in der wärmeren Jahreszeit, wenn sie mehr oder weniger auszutrocknen beginnen, zum Verschwemmen von Scheitholz oder zum Triften von Stämmen und Klötzern benützen zu können. Sobald der die Schwelle speisende Bach zum Triften oder Schwemmen benützt wird, wird die Schleuse gezogen und nun stürzt das Wasser mit Ungestüm und fürchterlichem Gebrause in den Bach hinaus und füllt dessen Bett bis an die Uferränder. — Gelegentlich benützt man auch die dunklen, düsteren Gebirgsseen als Schwellen. Das Holz wird in den See geworfen, welcher an seinem Ausflusse mit einer Schleuse versehen ist. Wird nun die Schleuse geöffnet, so stürzt das von den steilen Seewänden in den Wasserspiegel hinabgeworfene Scheitholz mit donnergleichem Getöse unter den gelblichweißen Schaumfluten in den steil abfallenden, meist von ungeheuren Felsstücken eingeengten und versperrten steingrundigen Seebach hinaus.

Das Schwemmen selbst ist eine allbekannte Arbeit, die von Männern und Weibern verrichtet wird. Verschwemmt wird nur Scheitholz. Klötzer und Baumstämme werden getriftet. — Die Holzhauer werfen das Holz Stück für Stück an den sogenannten Einwurfs-

plätzen in die Schwemmbäche oder Gebirgsseen, öffnen dann die Schleusen, und nun übernehmen die wildbewegten Fluten der Schwemmgewässer ganz und gar das Geschäft des Weiter-Transportes. Zwar stehen an den Ufern einzelne Holzhacker, um mit ihren langstieligen „Schwemmhaken“ das sich anstauende Holz auseinanderzureißen — doch das ist schon die geringste Mühe. — Das Schwemmgeschäft erfordert von Seite der Holzhauer viel Vorsicht. Da sich die Leute während der Arbeit auf volksthümliche Art und Weise zu unterhalten pflegen, so kann es leicht vorkommen, daß ein oder der andere Arbeiter durch irgend ein Versehen in den Bach oder See stürzt: kommt er dann unter das Gewirr der mit rasender Schnelligkeit dahinstürmenden Scheite, dann ist er rettungslos verloren — dann wird sein Körper derart verstümmelt, daß der Leichnam nicht mehr zu erkennen ist. Und derlei Unglücksfälle haben sich leider während der Borkenkäfercalamität zu wiederholten Malen ereignet.

Noch erübrigt uns ein Wort über das Triften der Klötzer und Baumstämme.

Unter den flößbaren Waldgewässern des Böhmerwaldes nehmen die Moldau und Wotawa unstreitig den ersten Rang ein, wiewohl auch auf der Angel und dem Kieslingsbache u. a. m. viel Holzflößerei betrieben wird. Die Trifteinrichtungen auf der Moldau und Wotawa sind wirklich großartig — besonders auf der Moldau. Daselbst beginnt die Flößerei mit Prahmen beim Zusammenflusse der kalten und warmen Moldau, südlich von Wallern, bei dem Dorfe Humwald. Holzhöfe, „Pramenplätze“, „Einhängeplätze“ — Plätze, wo die Prahmen

5*

gebunden werden — zum Auffangen des Schwemmholzes bestimmte Holzrechen, sowie häufige Flußregulirungen sind längs der Moldau und Wotawa in Hülle und Fülle anzutreffen. — Die Flößerei auf der Moldau dürfte eine der großartigsten in ganz Europa sein, weil auf dieser Wasserstraße das Holz des Böhmerwaldes nicht nur in den engeren Kreis des Inlandes, sondern weit hinaus in's Ausland, nach Sachsen und bis nach Hamburg wandert.

Auch der auf bayerischem Gebiete stattfindende Flößereibetrieb erfreut sich des besten Rufes, wie denn die Bayern seit jeher in diesem Geschäfte Außerordentliches geleistet haben. Besonders ist es der „Regen“, welcher das Holz des Bayerischen Waldes der Donau zuführt, wo es dann in die stolzen, altberühmten Donaustädte verschifft wird.

Der Holzhauer hat einen „sauren“, aber einen ständigen und einträglichen Verdienst; sein Leben ist so recht mit dem Schicksale des Waldes verflochten — er ist und bleibt der wahre, brave, deutsche Sohn des asenbelebten Hochwaldes, der hervorstechendste Volkscharakter des d e u t s c h e n Böhmerwaldes.

Der „Gmoahiat“.

Ein scharf ausgeprägter Volkscharakter des Böhmerwaldes ist schließlich der „Gmoahirt“, der Gemeindehirt.

Bei der Beschaffenheit des Bodens, der hohen Gebirgslage und gemäßigten Temparatur ist es wohl selbstverständlich, daß im eigentlichen Hochwaldgebiete der Ackerbau auf niederer Stufe steht. Außer Korn, Lein und Kartoffeln wird hier sonst nichts mehr angebaut, wiewohl an den östlichen Abdachungen auch Gerste, Weizen und in der Umgebung von Bergreichenstein sogar Erbsen und selbst Hopfen gebaut wird. Dafür aber steht im Hochwald die Viehzucht auf hoher Entwicklungsstufe und demgemäß erfreut sich auch hier die Wiesen- und Weidencultur der sorgsamsten Pflege. Hier sind die großen Wiesen mit ihrem lieblichen Grün, dem bunten Wechsel der reichen Böhmerwaldflora, den lustig plaudernden Bächlein und Brünnlein, den glänzenden Schwellen und kräftigen Ebereschen, umrahmt vom heiligen Hochwald, der idyllische Reiz des Gebirges. Und die weit ausgedehnten Hutweiden, an denen jedes Dorf ungemein reich ist, sind der eigentliche Belustigungsort der Dorfjugend, die sich allhier an Sonntagen einfindet und des lebenerheiternden Spieles pflegt.

In regenreichen Jahren bergen diese Wiesen und Weiden eine unermeßliche Fülle von Gras und Kräutern, was im Herzen des Waldbauers unsägliche Freude wachruft. Denn der Viehstand ist groß und deshalb braucht

man viel „Fuada“ — Futter. Mancher Bauer hat vierzig „Stückl“ im Stalle: Kühe, Kalbinnen, Ochsen, „Oechseln“ (junge Stiere), Stiere, außerdem zehn bis zwanzig Lämmer, Ziegen jedoch nur sehr selten, weil es für einen Bauer eine „Schond“ wäre, wenn er sich „Goiß“ (Gaißen) hielte, die sich nur für die armen „Hiawatsleut“ schicken. Kein Wunder also, daß eine so zahlreiche Gesellschaft auch eines stattlichen Vorrathes von Futter bedarf. Man unterscheidet ein Sommerfutter — „Summafuada“ — und ein Winterfutter — „Winterfuada“. Im Sommer geht das Vieh auf die Weide; nur Frühmorgens, Mittags und Abends wird es während des Melkens im Stalle mit dem Grase gefüttert, welches die Mädchen, die „Grasweiber“, aus dem Waldschlage nach Hause tragen. Im Winter tritt an dessen Stelle das Heu und „G'sot“ (Häckerling).

Sobald sich die Triften und Hutweiden mit dem ersten Grün des Lenzes kleiden, nimmt die „Gmoa“ (Gemeinde) den „Gmoahiat“ (Gemeindehirt) auf, welchem die Pflicht obliegt, das „Gmoaviach“ zu „hüat'n“. Daß man dazu einen geduldigen und gewissenhaften Menschen braucht, ist einleuchtend. An einem Sonntag wird beim „Richter“ die „Gmoahiatstelle“ im Licitationswege vergeben: derjenige, der das Vieh um den geringsten Lohn hütet, wird zum „Gmoahiat“ ernannt. Dieser „Gmoahiat“ ist nun ein König in seinem Reiche: im Reiche der muhenden und röhrenden Wiederkäuer. Sobald er auf seinem Thron (zumeist ein vermoderter Baumstumpf) etwas „warm“ ist, ernennt er seinen „Rath“ — die „Hiatabuam“, die ihn in seinem außerordentlich

wichtigen Amtsgeschäfte unterstützen müssen. Ist seiner Herrlichkeit auch gar nicht übel zu nehmen: denn des zu regierenden Volkes ist eine zu große Menge, zudem steht dieses Viehvolk auf ziemlich niederer Culturstufe, denn seine Anführer haben ihm gesagt, daß es genüge, wenn es dem Menschen Milch, Fleisch und Haut gebe, und brauche sich deshalb nicht viel um Aufklärung und Bildung zu kümmern: zu viel Wissen schade immerhin! — Mag wohl daher der Ausdruck gekommen sein: „Dumm wie ein Rindvieh!“

Sobald nun der „Gmoahirt“, in der Regel ein alter Invalide oder Junggeselle, seine „Hiatbuam“ aufgenommen hat, so ist seine erste Sorge das „Goißlmachen“ — Anfertigen der Geißeln, Peitschen. Zuerst geht man in's Tannicht und sucht sich ein etwa zwei Meter langes, daumendickes Tännchen aus; dasselbe liefert den „Goißlstecka“ — Peitschenstock. Sodann wird die „Goißlschnur“ geflochten. Dazu braucht man Flachs und groben Zwirn, den die Stallmägde gerne spenden. Im „Geißlflechten“ sind die Hirten wahre Meister: oben, wo die Schnur an den Peitschenschaft geknüpft wird, ist sie fingerdick, gegen das Ende zu wird sie immer dünner und übergeht schließlich in einen Ansatz von einer Seidensaite, damit sie stark „tusche“ — krache. Ist so die Zuchtruthe, das Scepter für die nichtsahnenden Zweihufer hergestellt, dann nimmt man einen Topf mit „Golamaß“ — Wagenschmiere — und reibt die Geißelschnur recht tüchtig damit ein, daß sie um so mehr in den Rücken der „g'schnoitigen (genäschigen) Kuah“ „einbeißt“, einbeiße, daß die „Riegel affspingen“.

Ist auf diese Weise die „Goißl“ hergestellt, so wird die „Tuschprobe“ vorgenommen, d. h. man überzeugt sich, ob sie auch gehörig knalle. In Gesellschaft seiner „Hiatbuam“ und der ganzen schnellbeinigen Dorfjugend wandert der „Gmoahiat“ hinaus auf den Gemeindeanger und beginnt aus ganzer Leibeskraft seine Peitsche zu schnellen und zu schwingen, daß die durch diese schwingende Bewegung zutage gerufenen Kräche weithin durch den Wald schallen und wiederhallen. Die „Hiatbuam“ secundiren ihm dabei ganz vortrefflich und die lautjubelnde Dorfjugend läßt es auch an dem nöthigen Lärm nicht fehlen, so daß es auf dem grünen Dorfanger zugeht wie auf einer „Dorfkirweih“.

Die Peitsche ist in Ordnung. — Jetzt zieht der „Gmoahiat“ von Haus zu Haus, von Stall zu Stall und nimmt den Rinderbestand auf, bezüglich Feststellung des „Hiatalohn's“. Für jedes erwachsene „Stückl“ zahlt der Bauer einen Gulden, für das Jungvieh per Stück einen halben Gulden. Die Lämmer sind frei, „dürfen so mitlaufen“. Außerdem verpflichtet sich der Bauer in der Moldauursprungsgegend den Hirten so viele Tage in Kost zu nehmen, so viel „Stückl“ er „austreibt“. So wandert der „Gmoahiat“ mit seinen „Hiatbuam“ von Haus zu Haus in's „Ess'n“, und wenn er das letzte Haus „abgegessen“ hat, so beginnt er wieder die alte Reihenfolge. Jede Bäuerin aber ist auf ihre Hausehre bedacht. Wenn der „Hiata“ kommt, so muß das Beste gekocht werden, daß sie „da Hiata net austrogt“ — nicht im Dorfe verspottet. Der sauren Suppe wird viel „Topfen“ und Schmetten zugesetzt,

die „Erpfl“ werden geschmalzen, der „Sterz“ muß „im Schmalz schwimmen“, die Knödel müssen „morb“ (mürbe) sein und das Jausenbrot muß ein gewichtiges „Trumm“ sein, daß sich „da Hiata“ tüchtig damit „anschlägt“ (anisst).

Es kommt die Zeit des „Austreibens“, gewöhnlich Ende April. Der „Gmoahiat“ rüstet seinen Schnappsack, seine Holzpfeife und seinen Tabaksbeutel aus, und geht in's Bauernhaus um's „Viah“. Die näheren Vorgänge beim „Austreiben“ werden in den „Frühlingsbildern“ dieses Buches geschildert. Bald bewegt sich die ganze „Gmoaherde“ waldwärts. Unter der „Gmoaherde“ meint man immer das Vieh der Bauern. Das Vieh der „Hiawatsleut“ wird separat ausgetrieben, um dasselbe hat sich der „Gmoahiat“ nicht zu kümmern, das geht die einzelnen „Hiatabuam“ an, die von den „Innleuten“ gedungen werden.

Es ist ein sonniger Frühlingstag. Die Bäuerin eilt in den Stall „in's Fuadan“ (in's Füttern), denn der „Gmoahiat“ wird seine Ankunft bald anmelden durch krachendes „Tuschen“ mit seiner „Goißl“, und da muß die Bäuerin längst fertig sein mit dem Melken, denn der „Hiata“ kann nicht warten, das Vieh müßte im Stalle bleiben.

Richtig dauert es nicht lange, so wird vor dem Hause das Knallen der Hirtpeitsche hörbar, und bald darauf ruft eine Stimme in den Stall hinein: „Oloss'n!“ (Ablassen). Nun entledigt die Bäuerin die Kühe der Ketten und alsbald schreiten dieselben bedächtigen Schrittes die Dorfstraße entlang. Bei jedem Hause schließt sich

ihnen eine neue Gruppe an und zuletzt ist die ganze lange Straße von einem gewaltigen Zuge bedeckt. Die Glocken klingen in melodischem Wechsel, aus dem Wald wiederhallt das freudige Muhen, Röhren und Blöcken, dazwischen tönt der heitere Jodler der „Hiatbuam", das lustige Pfeifen oder das zürnende Fluchen des „Gmoa-hiats", das laute Lachen und Geplauder der die Herde beobachtenden Dorfweiber, und über Alles breitet sich ein großer, tiefblauer Himmel, ein beseligender, erhebender Morgenzauber!

Klingend und singend, muhend und meckernd geht es nun der „Trift", der Hutweide zu. Hier setzt sich der „Gmoahirt" auf einen Stein oder er streckt sich unter einer jungbelaubten Hagebuche auf den grünen, blumigen Rasen nieder, zündet sich „Eine" an und ertheilt den „Hiatbuam" den Befehl, auf das Vieh zu sehen, damit es nicht in die angrenzenden Wiesen und Felder „einbreche".

Jede Kuh hat ihren besonderen Namen, den ihr der Hirt auferlegt. Die genäschige Kuh nennt er „Schnoita" („schnoit'n" = naschen), die eine heißt „Blaßl", die andere „Scheckin", eine dritte heißt „Kampei", „Berei" eine vierte, „Oahorn" (Einhorn) eine fünfte, wenn sie nur ein Horn besitzt u. s. w.

Staunenswerth ist die Klugheit dieser Thiere. Jedes kennt seinen „Ruf" ganz genau und befolgt die Stimme des „Gmoahiats". Wenn eine Kuh gerade daran ist, die magere Hutweide mit der fetten Wickenwiese oder dem lockenden Haferfeld zu vertauschen und sich soeben anschickt, den dürren Holzzaun zu überspringen, der die Wiese von der Trift trennt, so bedarf es nur des Rufes

von Seite des „Gmoahiats“: „Schnoita!“ „Blaßei!“ „Scheckin!“ gehst her!“ Und augenblicklich wendet sich die Kuh und kehrt um.

Wehe aber, wenn die Kuh unfolgsam, dann bekommt sie die Peitsche des Hirten in derartigem Maße zu „kosten“, daß „die Riegel aufspringen“ und das arme Thier in rasenden Sätzen und Sprüngen durch Dick und Dünn das Weite sucht. Dann erfüllt die heimliche Stille der Flur das wilde Fluchen und „Vermaledeien“ des Hirten und die „Goißl“ hat große Arbeit . . .

Gegen zehn Uhr Vormittags wird die Herde in den Wald, in den grasreichen Holzschlag oder in die wasserreiche Waldau getrieben. Bald ist das hundertstimmige Geläute der Viehglocken verklungen und nur aus dem tiefen Wald tönt kaum vernehmliches Summen und Klingen. Es ist eine Feierstunde, dem weichen Geläute der Waldglocken zu lauschen, wenn im Dörfchen Alles ruhig ist und nur die Baumkronen leise rauschen! Dann sinkt das müde Menschenherz hin auf den sonnenbestrahlten Rasen und träumt von Glück und Leid — von Leben und Vergänglichkeit! —

Im Waldschlage grast die Herde, bis der „Schod’n“ (Schatten) „am kürzesten ist“, bis zur Mittagszeit. Da der Hirt keine Uhr bei sich hat, so bestimmt er die Mittagsstunde aus der Länge des Leibschattens, und in dieser Hinsicht „trifft er gewöhnlich den Nagel auf den Kopf“, wie der Wäldler gerne zu sagen pflegt.

Nun ist es Zeit, an’s „Eintreib’n“ zu gehen. Langsam werden die Rinder zusammengetrieben, denn der Tag ist heiß, der Hirt schwitzt, muß über Stöcke,

Wurzeln und Ronen laufen, und die Kühe wollen nun gar nicht folgen, denn der Abschied von der fetten Weide wird ihnen schwer. Da muß denn die „Goißl" helfen, sie ist das bezwingende und achtungsgebietende Element des „Gmoahiat's", vor dem selbst die eigensinnigsten Stiere gewaltigen Respect haben.

Bald bewegt sich die Herde auf dem nadel- und laubbedeckten Waldsteige heimzu. Das immer näher kommende Schellen- und Glockengeläute, das lustige Muhen und Brüllen der satten Zweihufer sagt den Dörflern, daß „d' Hiata eintreib'n". Die Magd oder die Bäuerin erwartet die Rinder vor der Stallthüre. Mit vorgestreckter lockender Hand ruft sie ihnen zu: „Ho, ho!" diesen Ruf verstehen die Thiere sehr wohl; „scherzend" und „piesend" (Laufen im stärksten Galopp) eilen sie der Herrin zu und lassen sich von derselben geduldig die Ketten umlegen, „anhängen". Jetzt beginnt die Mittags-„Fuadazeit". Während die Kühe Heu und Gras fressen, gemolken und getränkt werden, geht der „Gmoahiat" mit den „Hiatbuam" in's bestimmte Haus „zan Ess'n". Nach demselben legt er sich auf den Heuboden und macht bis gegen drei Uhr Nachmittags einen Mittagsschlaf.

Um drei Uhr wird abermals „ausgetrieben" zumeist auf die Gemeindeweide, und um's „Gebetläuten" zieht die Herde wiederum heimwärts. Abermals werden die Kühe gemolken und abermals geht der „Gmoahiat" in's „Ess'n", um bald darauf den Heuboden zum nächtlichen Schlafe aufzusuchen.

Das „Hiat'n" ist an schönen Waldsommertagen eine lustige Arbeit; an regnerischen Tagen aber ist es für den

„Gmoahiat" eine lästige Plage, denn da wird er naß „bis auf die Haut" und muß den ganzen Tag in der finstern Waldhütte oder bei einem brennenden Reisighaufen zubringen. Das macht dann trüben Sinn und die „g'schnoitigen" Kühe müssen es büßen!

Wenn im Herbste die Grummeternte vorbei ist und die Felder „abgefext" sind, so wird „über die Felder gehütet", d. h. die Gemeindeherde weidet jetzt auf den Feldern und Wiesen. Da kann sich kein Thier „verlaufen" und der „Gmoahiat" verbringt den ganzen Tag auf der „Bärenhaut" in seligem Nichtsthun und faulenzen. Nur die Tabakspfeife stopft er fleißig, denn mit dem „Rauk'n" muß die Zeit „vertrieben" werden, es ist das erprobteste Mittel gegen Langeweile. Ist auch kein Wunder, daß selbst der kürzeste Spätherbsttag dem „Gmoahiat" zu lang wird, denn im Herbst werden die Kühe zu Mittag nicht gemolken und deshalb heißt es „ausbleiben über Mittag".

Da muß der Hirt auf freiem Felde von Frühmorgen bis Spätabend bei einem „Scherzl" (Stück) Schwarzbrot leben, und wenn sich sein Magen auch noch so sehr dagegen sträubte! Dafür erwartet ihn abends ein stattliches Mahl und mit wahrem Feuereifer sucht er das tagsüber Versäumte „gut zu machen".

So dauert das „Hiat'n" bis gegen Allerheiligen hin, bis endlich der rauhe Winter seinen dauernden Wohnsitz aufschlägt im Walde und die grünen Wiesen und Triften mit seinem Schneetuche zudeckt. Der „Gmoahiat" zieht aber von Haus zu Haus und sammelt seinen „Hiatalohn" ein. Neben der bedungenen Geld-

summe gibt ihm noch die Bäuerin ein Laib Schwarzbrot, so daß der „Hiata“ für den ganzen Winter kein Brot zu kaufen braucht. Wenn es auch während so langer Zeit steinhart und schimmelig wird, so tröstet er sich mit dem Glauben: „'s hort Broud hoit länga on, und da Schimml mocht liachte Aug'n, und liachte Aug'n sind'n leicht 's Goid“ . . .

Das Forstpersonale hält sich einen eigenen „Hiata“; das ist „da Jagahiata“, der das „Jagaviah“ in die herrschaftlichen Wälder treibt, die des fetten Grases in unbeschreiblicher Fülle enthalten. Aber eine Eifersucht, ein Rangstreit besteht nur selten zwischen dem „Gmoahiat“ und dem „Jagahiat“, sie sind in der Regel gute Freunde und unterstützen sich gegenseitig in ihrem idyllischen „Amte“.

Stiere und Ochsen, auch Jungvieh, treibt man zuweilen — und dies geschieht meistens auf der bayerischen Seite des Böhmerwaldes — den ganzen Sommer über in den Hochwald, wo es Tag und Nacht unter Aufsicht des „Woidhiata“ (Waldhirten) grast. Es ist das die „Woidherd“ (die Waldherde), die durch ihr vielhundertstimmiges Glockengeläute jenes traumhafte Klingen in den tiefen Wäldern erzeugt, das so ungemein anmuthet und beseligt.

II.

Sittenbilder.

Frühling.

Ostern.

Mit dem freudigen Osterfeste beginnt im Böhmerwalde der officielle Frühling, „der Auswärts“. Darum wird das Osterfest doppelt froh gefeiert. Die Weihe und Erhabenheit dieser Festzeit ist nicht so spurlos an dem Volke vorübergegangen. Das leicht empfängliche Volksgemüth nahm die Eindrücke dieser heiligen Zeiten auf und knüpfte daran einzelne, auf die hehre Feier des Festes Bezug habende Gebräuche, die sich besonders im Böhmerwalde lebendig erhalten haben.

Es kommt die Charwoche. Da hat Jung und Alt, Groß und Klein vollauf zu thun. Die Schulknaben versammeln sich auf freien Plätzen, um sich über das „Ratschen“ zu besprechen. Die Hausfrauen zählen den Eiervorrath ab und bestimmen die Zahl der zu färbenden Eier. Da gibt es ein Klagen und Schelten über die Hühner, wenn sie nicht „fleißig gelegt“, dagegen aber ein Loben und Preisen der Scharrfüßler, wenn sie „recht fleißig gelegt“ haben. Begegnen sich zwei Weiber auf der Gasse, so ist es sicherlich immer die erste Frage: „Wia hom Deine Hena g'legt!“ — „Guad,“ antwortet die

Gefragte, wenn die Hühner fleißig, „schlecht“, wenn sie „nicht fleißig“ waren im Eierlegen. Dabei entsinne ich mich eines Volksspruches, den ich in der Kindheit in der Charwoche sehr oft hörte und der also lautet:

Drei Wocha voa Oustan
Geht 's Weibag'schwatz on,
Do sogt oane zua ondan:
„Mane Hena leg'n schon.“

Die Christenheit feiert den Gründonnerstag.

Da zieht um 12 Uhr Mittags eine Knabenschaar die Straße hinauf bis zum obersten Hause des Dorfes. Dort nehmen die Jungen ihre „Ratschen“ vom Rücken, stemmen dieselben in den Erdboden und nun schalt es mit gellender Stimme in's Wohnzimmer hinein:

„Wir ratschen, wir ratschen
Den englischen Gruaß,
Daß jeda Krist beten muaß!
Fallt's nieda, fallt's nieda
Auf Euere Knie,
Bet's ein Vaterunser
Und drei Ave Marie!“

Nun beginnen sie die Kurbeln ihrer Ratschen so geschäftig zu drehen, daß man vor Lärm nicht das eigene Wort zu verstehen im Stande ist. Das dreimalige Absetzen des Ave-Läutens wird dadurch nachgeahmt, daß der „Moasta“ dreimal „guad!“ schreit. Sobald der Ruf: „guad!“ erschallt, müssen die „Ratschenbuam“ eine kleine Pause machen.

Das „Ratschen“ gehört ausschließlich zu den Beschäftigungen der Dorfknaben. Diese freuen sich auf das „Ratschen“ derart, daß sie die Ostertage nicht sehnlich

genug erwarten können. Die ganze Fastenzeit hindurch wird davon gesprochen und unterhandelt. Sodann wird der „Moasta“ (Meister) „gewählt“. Die Knaben bestimmen aus ihrer Mitte einen Anführer, dem das Recht zusteht, Knaben in den Ratscherbund aufzunehmen und aus demselben auszuschließen, Streitigkeiten zu schlichten und während des Ratschens dreimal „guad!“ zu schreien. Nach der Meisterwahl wird die Wahl eines „Moschentrogers“ (Taschenträgers) vorgenommen. Diesem obliegt es, die Eiertasche oder den Eierkorb zu tragen, wenn die „Ratschenbuam“ am Charsamstage ihren „Ratscherlohn“ einsammeln. Während des Ratschens versammelt der Hausherr das Gesinde und betet den englischen Gruß vor; das Gesinde betet nach.

Ist ein Haus „abgeratscht“, dann ziehen die Ratscher zum andern, dritten, vierten u. s. f., bis das „ganze Dorf abgeratscht ist“. Dann gehen die Knaben in die Dorfkapelle und der „Moasta“ betet dort den englischen Gruß vor. — Derselbe Vorgang wiederholt sich Abends zur Zeit des „Gebet-Läutens“. Nach vollbrachtem Tagewerke geht jeder Ratscher zum Abendessen — meist aus „saurer“ Suppe und Kartoffeln bestehend — nach Hause. Nach eingenommener Mahlzeit versammeln sich die Knaben in einem bestimmten Hause, allwo sie dann übernachten. Der Gastgeber gibt ihnen Stroh auf den Fußboden, worauf sie wohlgemuth ruhen, bis die frühe Morgenstunde zu neuer Lebensthätigkeit ruft. Bevor noch die Sonne ihren Tageslauf beginnt, verlassen die Ratscher hurtig die Herberge und „ratschen den Tag an“. Nicht lange dauert es, so entsteigt auch schon allen Rauch-

fängen des Dorfes qualmender Rauch, einzelne Stimmen werden auf der Gasse laut, die Fensterläden zurückgeschoben — Zeichen, daß das Dorfvolk dem Rufe der Ratscher Folge geleistet. — Am Charsamstag Morgens wird zum letzten Male geratscht. Nachdem ein Haus „abgeratscht“ ist, wird sogleich der „Ratscherlohn“ eingesammelt. Die Bäuerin gibt in der Regel drei bis fünf rothgefärbte Eier, die Inwohnerin jedoch nur eins bis zwei; Förster, Lehrer und Pfarrer geben einzeln zehn bis zwanzig Kreuzer. Die Eier wandern in die Eiertasche des „Maschenträgers“, das Geld jedoch nimmt der „Meister“ zu sich. Ist man mit der Lohneinsammlung fertig, so wird er in so viel gleiche Theile getheilt, als die Anzahl der Ratscher beträgt — und nun eilt jeder „Ratscherbua“ mit seinem Gewinnste nach Hause, wo er liebevoll empfangen wird. Die Eier kann er sich behalten, das Geld muß er aber der Mutter geben, wofür er jedoch von dieser süße Milch bekommt, und süße Milch wird von den Böhmerwaldkindern hochverehrt.

Betrachten wir nun das Schalten und Walten der Erwachsenen während der drei Chartage. Die Böhmerwäldler sind tiefreligiöse Naturen. Diese Religiösität ist freilich mit tausenderlei abergläubischen Vorstellungen und Einbildungen vermischt. Es ist Charfreitag. Da dieser Tag bekanntlich einer der strengsten Fasttage ist, so geht der Wäldler so weit, daß er um keinen Preis vom Morgen bis 4 Uhr Nachmittags einen Bissen zu sich nähme. Die Mädchen verrichten mit unglaublicher Geduld ihre Fasttagsarbeiten. Sie weißen und scheuern die Stuben und Kammern, putzen die Zimmer- und Küchen-

geräthe und waschen und bügeln die Kleider zur Festzeit. Die Eltern gehen in die Kirche und verweilen dort einen großen Theil des Tages. Die im Hause Bleibenden verrichten ihre Andacht auf das Pünktlichste daselbst. Sie müssen drei Rosenkränze beten, und zwar: einen stehend, den zweiten gehend und den dritten knieend. Wer diese Sitte außer Acht läßt, wird als Gottvergessener weit und breit verschrieen — und kommt es erst zu Ohren des gestrengen Herrn Pfarrers, so kann er sich in der Festpredigt am Ostersonntage auf seinen Theil gefaßt machen. — Erst Abends wird etwas gegessen. Kurz vor Schlafengehen beten alle Familienangehörigen gemeinschaftlich den Rosenkranz.

Ebenso hat auch der Charsamstag seine Gebräuche. Vormittags gehen die Leute in die Kirche, um der „Judasverbrennung" beizuwohnen. Nach dieser Ceremonie entsteht ein förmlicher Wettstreit um die zurückgebliebenen Kohlen, denn der Besitz solch' einer Kohle schützt vor Krankheit, Hunger, Tod, Blitz und Mißwachs.

Die meiste Freude aber regt sich in den reinen Herzen der Schulmädchen. Heute wird das Auferstehungsfest gefeiert — heute wird ihnen die allergrößte Ehre zu Theil, die Muttergottesstatue in öffentlicher Procession herumzutragen. Wird ein Mädchen zum „Tragen" zugelassen, so ist es glückselig über die Maßen; wird es aber zurückgesetzt, dann ist es wieder über alle Maßen betrübt. — Weiß ist die Farbe der Unschuld — weiß müssen also die „Trogerinnen" gekleidet sein. Das „weiße Gwond" ist überdies noch mit Blumen und Bändern reichlich geziert; am sauber gekämmten Haare sitzt der zierliche

„Jungfernkronz“. So aufgeputzt finden sie sich in der Kirche ein. — Die Auferstehungsfeier beginnt. Schon stehen die Dorfmusikanten bereit, in feierlichem Tempo ihren während der ganzen Fastenzeit fleißig studirten „Auferstehungsmarsch loszulassen“. Piccolo und Trommel dürfen nicht fehlen, wenn die ganze „Musikbande“ auch längst nur aus vier bis fünf „Mann“ besteht. Auf den „Marsch“ ist Alles neugierig. Nicht genug lobend kann man sich nach der Auferstehung über die wackeren Männer ausdrücken, die „so schön g'spoit hom“. — Nun setzt sich der Zug in Bewegung. Voran schreiten die Musikanten und die „Fahnenträger“, dann folgt der von acht bis zehn Ministranten umgebene Pfarrer unter dem sogenannten „Fahnenhimmel“, ihm folgen die „Trogerinnen“ mit dem Marienbilde, und an diese schließt sich die Schaar andächtiger Männer und Weiber. Die Musik tönt, die Glocken läuten, Weiber singen, Männer beten, die Ministranten klingeln mit kleinen Glöckchen, ein Lärmen und Summen, ein Brausen und Sausen erfüllt weithin die stille Abendluft und findet im nahen Walde seinen sanft verklingenden Wiederhall. — Gewöhnlich umzieht man die Kirche in feierlicher Procession; die Fenster der umliegenden Häuser sind festlich beleuchtet; Pöllerschüsse durchdröhnen die Luft und Freudenfeuer erglänzen auf den umliegenden Bergen und Hügeln. Singend und betend zieht man in die Kirche ein. Hosanna! Alleluja! erschallt es in den geheiligten Räumen. — Alles ist von der Weihe der hehren Feier durchdrungen. Man strömt zum heil. Grabe, um des Heilands Füße zu küssen. — Sodann verfügt man sich nach Hause und

bespricht noch lange bei Kaffee und Osterlaibchen die „Schönheit der Auferstehung".

Ostersonntag. — Früh Morgens schon ist Alles wach und geschäftig. Die Mutter kocht bereits die Frühsuppe, den Kaffee, der Vater raucht behaglich seine Pfeife, steckt dabei die Brille auf und liest in irgend einem Buche; die Mädchen füttern das Vieh — Alles ist rege und thätig. Jetzt wird der Kaffee „gegessen" — Kaffee „trinken" kennt der Wäldler nicht. „Nach dem Essen" zieht man das „Heilingtogg'wond" an und geht in die Kirche in's „Houomt" — Hochamt. — Andächtig wird die Predigt vernommen, fleißig wird während der heil. Messe gebetet oder im „Betbüachl" gelesen. Nach der Messe, die beinahe den ganzen Vormittag, von ½10 Uhr bis 12 Uhr gedauert, geht man zum „Mittogmoi" — Mittagmahl — nach Hause. Nachmittags gehen Mädchen und Weiber in den „Segen" — Vesperandacht — die „Buama" jedoch gehen in's „Oiapecka" — Eierpecken. — Ein Bursche hält sein Ei auf, ein anderer schlägt mit der Spitze seines Eies auf die Eispitze seines Gegners. Welches von den beiden Eiern zerbricht, dessen Eigenthümer hat „verloren" und er muß dem „Gewinner" den „Schmederling" — das zerschmetterte Ei — geben. Durch List und Geschicklichkeit gewinnt mancher Bursche dreißig bis vierzig „Schmederlinge", die er sodann seiner Mutter nach Hause bringt. Diese macht daraus den im Böhmerwalde so beliebten „Oiasterz" — Eierschmarrn. — Der „Oiasterz" ist eine Leckerspeise und wird nur bei besonders feierlichen Anlässen oder an besonderen Festtagen aufgetragen. — Um einen recht großen Gewinn

an „Schmederlingen“ zu erzielen, machen sich die Burschen sogenannte „Pecheier“. Mittelst einer sehr feinen Nadelspitze wird die Eierschale an der Spitze behutsam durchstochen, das der Schale zunächst liegende Eiweiß ausgesaugt und durch die Oeffnung sehr heißes, geschmolzenes Pech gelassen. Sodann wird das Ei gefärbt und Niemand ist im Stande, es von unverfälschten Rotheiern zu unterscheiden. Vermittelst eines Pecheies besiegt der Bursche alle Kameraden im „Pecken“. Wird jedoch der Betrug entdeckt, dann kann sich der Listige „auf seinen Theil gefaßt machen“; Alle fallen wie auf ein verabredetes Zeichen über ihn her und prügeln ihn gehörig durch. Dies geschieht nun zunächst in unmittelbarster Nähe der Kirche; da muß denn der Meßner den „Raufern“ im Namen des „houwürdigen“ Herrn Frieden und Ruhe gebieten. Seine Erscheinung hat aber nicht die geringste Wirkung zur Folge, denn seine Stimme verhallt in dem gräßlichen Lärm. Da bleibt dem Pfarrherrn freilich nichts anderes übrig, als sich in eigener Person am Raufplatze einzufinden. Ernst und gemessenen Schrittes nähert er sich der tobenden Schaar — und siehe da! urplötzlich verstummt der wüste Lärm und ein Bursche verliert sich nach dem andern. Bald herrscht wieder Ordnung und Ruhe.

Auch das „Kreuzerwerfen“ in's Ei wird fleißig geübt. Ein Bursche hält nämlich zwischen dem Zeige- und Mittelfinger das Ei, ein anderer wirft mit einem Kreuzer aus einer bestimmten Entfernung in den zwischen den zwei Fingern sichtbaren Theil der Eischale. Bleibt der Kreuzer in der Eischale stecken, so hat der „Werfer“ gewonnen; in diesem Falle bekommt er den „Schmederling“. Prallt

jedoch der Kreuzer ab, so hat der „Aufhalter“ gewonnen und ihm gehört der Kreuzer. Da nun der Wurf viel öfter mißlingt als gelingt, so gewinnt der „Aufhalter“ bedeutend mehr als der „Werfer“. — So vergeht der Ostersonntag.

Ostermontag. — Dieselben Bräuche. An diesem Tage müssen die „Menscha“ — die Mädchen — ihren „Buam“ die sogenannten „Binkai“ — Bündel — geben. Im „Binkai“ befinden sich rothe Eier, Osterlaibchen, ein Halstuch, ein Sacktuch und eine „kommatuachene Pfoad“ (Hemd). Die „Buama“ sind durch diese Liebesspenden überglücklich. Sie müssen es ihren „Menschern“ vergelten; jeder führt die „Seine“ Nachmittags „zum Bier“, wie es am „Steffelstog“ zu Weihnachten Volksbrauch ist. Die ganze Nacht wird gesungen und gescherzt, bis der anbrechende Dienstag den Abschluß der Osterfeiertage verkündet.

So die Osterzeit im deutschen Böhmerwalde.

Diese Tage werden von den Wäldlern heiß ersehnt; denn, wenn man bedenkt, daß es auf den waldigen Gebirgshöhen des Böhmerwaldes bereits Mitte October zu wintern beginnt, so wird man es wohl begreiflich finden, daß sich die Bewohner dieses Gebirgsstriches mit unendlicher Sehnsucht auf das Nahen des Frühlings freuen. Und diese Zeit beginnt gewöhnlich mit der tröstenden Osterzeit. Da schmilzt in den wasserreichen Wiesen der Schnee, es wird „awa“ (die Au wird grün = augrün, awa = althdsch. = Au), die Kinder eilen freudig hinaus und begrüßen die ersten Dotterblumen, „Oustableamel“ genannt, und die lieblichen Frühlingsboten, die Schneeglöckchen und Buschwindröschen.

Das „Austreiben".

Kaum zeigen Triften und Anger spärliches Grün, so wird das „Vieh ausgetrieben". Das „Austreiben" gehört zu den größten volksthümlichen Belustigungen des ganzen Dorfes. Der Bauer, die Bäuerin, „da Hiatbua" und „'s Mensch" betreten in weihevoller Stimmung den Stall, um die Thiere „einzusegnen", damit sie auf ihrem ersten Weidegange nicht „verhext" werden können. Der Bauer hat ein altes, mysteriöses Spruchbuch in der Hand, und „beschwört daraus" das Vieh. Diese „Beschwörung" wird geraunt. Die Bäuerin hält den „Weihbrunnkessel" in der Hand und „besprengt" mittelst eines Kornährenbüschels die einzelnen Thiere, während „da Hiatabua" das „Weihrauchfaß" lustig im Kreise herumschwingt, um die Thiere „einzuräuchern". Nachdem dieses geheimniß- und salbungsvolle Wesen beendet ist, beten alle Anwesenden das Vaterunser und den „Glau'm God" — das Glaubensbekenntniß. — Nun wird unter allgemeiner Spannung die erste „Kuah o'glossn" — abgelassen, d. h. ihrer Kette entledigt. Kaum fühlt sich das Thier frei, so gibt es schon instinctmäßig seiner unbändigen Freude dadurch Ausdruck, daß es im rasenden Galopp unter beständigem Muhen und Röhren aus dem Stalle in's Freie stürzt, daselbst in immer weiteren Kreisen herum rennt, bis es schließlich zu ermatten beginnt, um nach kurzer Rast dasselbe Schauspiel zu wiederholen. Die Dörfler sagen: „'d Kuah scheazt"

(die Kuh scherzt). Bald kommt die zweite, dritte, vierte u. s. w. nach, bis schließlich Kälber, Ziegen und Lämmer folgen. Alle Thiere „scherzen". Allein beim „Scherzen" bleibt es nicht. Die weibliche Sippschaft der Familie „Rind" fühlt auch das Bedürfniß, Proben ihrer physischen Kraft abzulegen vor dem schaulustigen Waldvolke. Plötzlich wendet sich die „Blaßl" gegen die „Scheckin" und fordert dieselbe durch trotzigen Blick und kampfeslustige Stellung zum Zweikampfe heraus. Dieser Moment wird von den Zuschauern auf das Lebhafteste begrüßt. Die „Geforderte" aber „versteht keinen Spaß" und im Nu beginnt auch schon das „Stöß'n und Hageln", wobei die Hörner als Waffen dienen. Welche von den beiden Kühen zuerst weicht, ist die Besiegte. Stolz und trotzig fordert nun die Siegerin eine zweite Kuh zum Ehrenkampfe heraus, und so geht es fort, bis alle Kühe unter einander ihre Kraft gemessen. Die „Stärkste" bildet dann abends in der Dorfschenke, allwo sich das Waldvolk ob dieses hochwichtigen Ereignisses eher denn je einfindet, den Mittelpunkt des Gespräches und der Eigenthümer dieses „Viehwunders" bildet sich nicht wenig auf die Stärke und Gewandtheit seiner — Kuh ein.

Anfangs wird das Vieh nur auf die Gemeindehutweide getrieben. In einigen Dörfern hat jeder Bauer seinen gedungenen „Hiatbuam", der die Herde zu überwachen hat, in den meisten Dörfern aber wird die „Gmoaherd" — Gemeindeherde — vom „Gmoahiat" gelenkt und regiert. Der „Gmoahiat" ist ein älterer, in der Regel „teppischer" Mensch, der die Rinder aller Bauern zu hüten hat. „Von jeder Kuh" bekommt er einen Gulden

Hüterlohn, von Kälbern, Ziegen u. dgl. die Hälfte. Außerdem „geht er in der Kost um“. So viel Stück Rinder ein Bauer oder eine Familie „austreibt“, so viele Tage muß er den „Gmoahiat“ verköstigen. Dieser beginnt im Hause Nr. 1 und hält dann die natürliche Ordnung ein, bis er das ganze Dorf „abgegangen hat“; sodann wiederholt sich diese Reihenfolge. Das Symbol des „Hiata“ ist die gewaltige „Goisl“ (Geisel — Peitsche), mit welcher er ausgezeichnet zu „tuschen“ versteht. Morgens um 6 Uhr „treibt er aus“, Mittags „treibt er hoam“. Nun werden die Rinder im Stalle „ong'hängt“ — angehängt — gefüttert und gemolken. Um drei wird wieder „ausgetrieben“ und abends, wenn die Fichten schon lange dunkle Schatten werfen, „eingetrieben“. Die heimkehrenden Rinder werden vor der Stallthüre von der Magd erwartet, und mit dem Rufe: „hou, hou, hou“ gelockt. Willig betreten sie den Stall und lassen sich geduldig „anhängen“ und melken.

Sobald aus dem dunklen Waldgrunde die ersten saftigen Gräser in's Tageslicht empor sprießen, wird das Vieh in den Wald getrieben. Damit nun daselbst eine verirrte Kuh leichter auffindbar ist, so werden alle Kühe mit Schellen (Glocken) versehen. Wie lustig und wie „ländlich“ hört sich das vielstimmige Geläute der im Walde grasenden Herde an! Es wird Einem dabei zu Muthe, als riefen tausend Stimmen: „Komm, in des Waldes Tiefe wohnt die sel'ge Ruh'!“ — Die „stärkste Kuh“ bekommt die „größte“ Glocke. Ziegen und Kälber erhalten kleine Glöckchen. Das „Glockenumhängen“ ist Sache des Hirten.

Die Hausthiere werden im Lenz und Sommer Vor- und Nachmittags „ausgetrieben". Im Herbste „bleiben sie über Mittag aus"; im Spätherbste werden sie auf die Wiesen und Felder getrieben. Der Hirt baut sich im Walde eine Hütte, um vor Regen und Kälte geschützt zu sein. Sie wird ihm zur zweiten Heimat, wie ihm sein Beruf zum zweiten Leben wird.

Das „Schlagräumen".

Es ist wohl selbstverständlich, daß der durch die großartigen, denkwürdigen Orkane (1868 und 1869) und durch den Borkenkäfer (1873—1874) so sehr geschädigte Wald cultivirt werden muß. Diese Waldcultur erstreckt sich auf die Aufarbeitung der entwurzelten Baumstämme und auf den Anbau junger Bäumchen.

Es erwacht der Frühling. — Da zieht der altehrwürdige Hochwald seinen reichsten Blätterschmuck an. Alle Sorten seines lieblichen Grün holt er aus seiner Schatzkammer hervor und ziert sich damit mit verschwenderischer Pracht. Die Tanne will es der Fichte, die Buche der Birke, die Lärche dem Ahorn und die Erle dem Vogelbeerbaum zuvorthun, sie gerathen in einen förmlichen Wettstreit — diese Waldesbrüder — und alle prangen sie so wunderhold im gold'nen spielenden Sonnenlichte, alle lispeln so leise, wenn sie des Lenzes milder, kühlender Hauch küßt. Tausendfältig ertönt der gefiederten Waldsänger Lustgesang und Alles lebt und webt in weiter,

grünender Waldesflur. O wunderschöne, reichbeglückende Frühlingszeit!

Jetzt beginnt die Waldcultur. Die Böhmerwaldforste gehören zum größten Theile den Fürsten Schwarzenberg und Hohenzollern und dem Grafen Thun von Hohenstein u. A. Diese weitausgedehnten Wäldercomplexe werden in „Herrschaften" oder Domänen und diese wieder in „Reviere" eingetheilt. Die Reviere werden von Revierförstern verwaltet. Forstadjuncten und Heger bilden das Dienstpersonale des Revierförsters.

Der Förster verkündet den Dörflern, daß es Zeit zum „Schlagräumen" sei. Es ist dies eine alle Jahre wiederkehrende Arbeit, die zumeist von Holzhauern, Dorfmädchen und Dorfkindern verrichtet wird. Aber nicht nur Einheimische, sondern auch Fremde werden zu diesem Geschäfte herangezogen. Die Fremden sind zumeist der ärmsten Volksclasse angehörende Tschechen, die in dichten und zahlreichen Gruppen in's Dorf einziehen und sich in den Häusern einquartieren, woselbst sie bald zur Familie gerechnet werden. Sobald nun der Tag zu grauen beginnt, verlassen die „Schlagräumer" hurtig ihre Lagerstätten, kleiden sich rasch an, füllen ihre Körbe mit Brot, Milch und Käse — nehmen sodann Hacken und Hauen, Rechen und Schwingen und wandern dem Forsthause zu. Daselbst herrscht bereits reges Leben. Die Hunde bellen, daß es im morgenstillen Walde weithin wiederhallt. Schon hat der schmucke Forstadjunct sein Bärtchen gedreht, seine Waldkleidung gemustert, um dieser oder jener der schmucken Dorfdirnen in Waldeseinsamkeit ja recht zu gefallen. — Nebenbei sei erwähnt, daß der Herr

Adjunct im Dorfe einen „Geschwollenen“ spielt, der es sich wohlweislich überlegt, eine Dorfdirne je anzuschauen oder gar anzusprechen. Begegnet ihm aber dies „alberne Ding“ so mutterseelenallein im Walde, ei nun! da hat er keinerlei Bedenken, er streichelt die „Verlegene“ an Kinn und Wangen und raubt ihr mitunter sogar ein Küßchen. —

Der „gestrenge“ Herr Förster schreitet langsam im „Hegerzimmer“ auf und ab und erwartet die Waldheger, um ihnen die nöthigen Tagesbefehle zu ertheilen. Die Heger erscheinen ziemlich bald und begeben sich, nachdem sie ihre Gewehre und Stöcke im Vorhaus abgelegt, in's Hegerzimmer. Hier ertheilt ihnen der Förster die nöthigen Befehle; der eine wird dem Adjuncten beigesellt, um mit diesem die Schlagräumer zu überwachen, der andere muß die Holzhacker beaufsichtigen, der dritte muß in die Brettsägen gehen und nachsehen, ob Alles in Ordnung sei u. s. w.

Nun begibt sich der Adjunct mit dem ihm zugesellten Heger zu den „Schlagräumern“. Die Sonne steigt soeben als glühend-rothe Scheibe am östlichen Horizonte empor und vergoldet durch ihr Strahlenmeer die thaugetränkten Wiesen, Berge und Wälder. Kühl noch weht die Morgenluft. Alles ruht im sanften Morgenschlummer. Nur die muntere Lerche erhebt sich jubelnd in's unermeßliche, klare Aetherreich, badet ihre Schwingen in der frischen Morgenluft und trillert ihre lustigen Weisen. Jetzt erklingen im Dorfe Frühglöckleins himmelsmilde Klänge und wecken die Schläfer aus dem Schlafe auf. Allmählich öffnen sich die Hausthore, auf der Straße läßt sich zeit-

weilig ein Schlaftrunkener erblicken, der Nachschau pflegt, wie das Wetter sei — aus den Rauchfängen steigt anfangs qualmender, dann in bläulichen Säulen aufsteigender Rauch, ein Zeichen, daß die Schläfer aufgewacht und ihre Tagesgeschäfte begonnen haben.

Nun ziehen die „Schlagräumer“ in den Wald. Voran schreitet der Adjunct mit dem Heger; ihnen folgt die lustige Schaar der Arbeiter. Der Morgenzauber erweckt in ihren Herzen Frohgemüth. Munteren Schrittes betreten sie den stillen, noch schlummernden Wald und nun erwacht in ihren Seelen die Sangeslust. Die schönsten und einfachsten Böhmerwaldweisen erklingen durch die feierliche Morgenstille und holdlieblich ertönt des Echo's leiser Klang durch die dunkelgrünen Forste. Der Bursche gesellt sich zur Dirne, der Knabe zum Mädchen, und nun wird gescherzt und gelacht, gesungen und gesprungen, daß es weithin durch die Wälder schallt. Alle gehen sie frohen Sinnes ihrem Tagesgeschäfte entgegen — ein Beweis, daß Gesundheit und Arbeit zufrieden machen können.

So gelangt man in den Waldschlag, der cultivirt werden soll. Nach erfolgter Ankunft wird eine kleine Rast gemacht und die Speisevorräthe werden in Verwahrung gebracht. Jetzt ertönt des Adjuncten Befehl: „Zur Arbeit!“ Augenblicklich begibt sich Alles auf die Arbeitsplätze und nun beginnt der Anbau.

Vorerst wird der Waldschlag gereinigt. Dies geschieht mit eisernen Rechen, Hacken und Hauen. Alles herumliegende Gehölz wird zusammengescharrt, alte Baumstöcke werden ausgegraben und Ronen und Wurzeln

entfernt und in große Haufen vereinigt. Diese Holz- und Erdhaufen werden sodann verbrannt. Das ist Sache der Kinder; denen obliegt es auch, das Feuer den ganzen Tag über zu unterhalten. Was die Erwachsenen zusammenscharren, das wird von den Kindern mittelst Körbe und Schwingen zum „Fuia" (Feuer) gebracht und verbrannt. Die großen, qualmenden und nach und nach bläulicher werdenden Rauchsäulen, die oft zu Hunderten aus den dunklen Wäldern aufsteigen, rühren von jenen brennenden Holzhaufen her. Es hat viel idyllischen Reiz an sich, wenn man Angesichts des imposanten Hochwaldes diese Rauchsäulen emporsteigen sieht. Unwillkürlich wird man an das friedliche Leben armer Köhlersleute erinnert, die in vergangenen Zeiten in diesem Waldesdunkel ein friedlich-glückliches Dasein verträumten. Wenn sich dann in das ernste Waldesrauschen der jauchzende Jodler der Schlagräumer mischt, dann gewinnt man den Wald mit seinem unwiderstehlichen Zauber und das Waldvolk so unendlich lieb, daß man von dem Wunsche beseelt wird, immerfort inmitten dieser grünen Gefilde zu leben.

Ist der Waldschlag gereinigt, so wird der Boden umgegraben. Die „Schlagräumer" stellen sich reihenweise auf und beginnen rüstig zu schaffen. Daß diese Arbeit eine äußerst mühevolle und anstrengende ist, darüber obwaltet kein Zweifel. Der Arbeiter muß beinahe den ganzen Tag in gebückter Stellung verbringen, muß seine Arme in steter Bewegung erhalten, muß mitunter sogar mit den Händen vollenden, was er mit der Hacke nicht auszuführen im Stande ist. Daß er sich dabei an dem scharfkantigen Gestein, an Disteln und Wurzeln blutig

ritzt, ist wohl selbstverständlich. Jedoch das Gute dabei ist der Umstand, daß sich eines Böhmerwaldarbeiters Hände derart abhärten, daß er bei Verwundung derselben entweder gar keinen oder nur sehr geringen Schmerz verspürt. Mitunter gewährt der Forstadjunct den armen Schlagräumern eine kleine Rast. Diese Erholungszeit benützen sie dann, um bei den hellflackernden Feuern die erstarrten Hände und Glieder zu erwärmen, wenn sich die Witterung, wie es im Böhmerwalde selbst in der schönsten Jahreszeit nicht selten vorkommt, äußerst rauh und naßkalt gestaltet — oder die Rastzeit wird dazu verwendet, um in der heißen Asche Erdäpfel mürbe zu braten. Gebratene Erdäpfel ißt der Wäldler besonders gern und auch der Tourist verschmäht sie nicht, wenn sie ihm hie und da als etwas „Neues" dargeboten werden.

Der umgegrabene Erdboden wird nun mit Baumsamen bebaut. Einige Arbeiter übernehmen das Geschäft der Aussaat. Der ausgesäte Same wird mittelst Fichtenbäumchen gleichsam eingeeggt. Je zwei Arbeiter ziehen ein mit Reisig versehenes Fichtenbäumchen über die mit Samen besäete Fläche; dadurch dringen die steifen Nadeln in das gelockerte Erdreich ein und der Same verschwindet in demselben.

Nun beginnt das Wachsthum. In fünf bis sechs Jahren ist der bebaute Waldschlag derart mit jungen Bäumchen bewachsen, daß man nicht mehr im Stande ist, die ehemalige Waldlichtung auf den ersten Anblick wieder zu erkennen. Viele dieser zarten Sprößlinge gehen entweder durch Frost oder durch häufige Niederschläge verursachte Feuchtigkeit zu Grunde, oder sie werden ein

Opfer der im Walde grasenden Viehherde. Die Mehrzahl von ihnen jedoch wächst schnell empor und nach fünfzehn Jahren bilden sie bereits ziemlich hohe Bäumchen und malerische Dickichte. Bald schlagen die lustigen Waldsänger in denselben ihre Behausung auf und nun erklingt aus dem jungen Gesträuche munterer Vogelsang. — Der sonnige Waldschlag hat sich wieder in kühles Walddunkel verwandelt.

Nicht immer geschieht der Anbau durch Samen; auch Setzlinge werden dazu verwendet. Diese werden in eigens dazu bestimmten Baumschulen — inmitten dunkler Waldeinsamkeit — ebenfalls durch Samenanbau groß gezogen. Die Baumschule wird nun in mehrere Abtheilungen — Baumbeete — eingetheilt. Zwischen den Beeten führen mit Kies bestreute Wege. Die Setzlinge werden in Reihen gebaut. Die Schlagräumer bestimmen zuerst mittelst einer Schnur die Reihen, in jeder Reihe werden mit kleinen Pfählchen etwa 1½ Decimeter tiefe Löcher gemacht und in diese werden nun 5—6 Samenkörner eingesenkt. So werden die Setzlinge gepflanzt. Haben sie eine bestimmte Größe erreicht, so werden sie „ausgestochen" und in den verschiedenen Waldlichtungen angepflanzt. Diese Anpflanzung geschieht zumeist in parallelen Reihen. Der Adjunct „steckt mittelst Stecken die Reihen aus". An Stelle jedes Steckens wird ein Grübchen gegraben und in dieses der Setzling eingepflanzt. Diese Setzlinge wachsen ungemein rasch. Geht einer oder der andere zu Grunde, so wird er im nächsten Frühjahre durch einen anderen ersetzt. — So die Waldcultur.

Die „Schlagräumer" bleiben vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Walde. Zur Mittagszeit wird eine zweistündige Rast gehalten. Da werden die mitgebrachten Speisevorräthe aus dem Verstecke hervorgeholt und verzehrt. Der weiche Moospolster dient als Bank und Tisch zugleich. Nach eingenommenem Mahle werden schattige Dickichte aufgesucht und Alle „machen nun ein kleines Schläfchen". Der übrige Theil der Rastzeit wird mit Scherz und Gesang ausgefüllt, bis der Adjunct abermals den Befehl: „Zur Arbeit!" ertheilt.

Senkt sich die Sonne unter die bewaldeten Berge, werfen die mächtigen Fichten und Tannen ihre riesenlangen, dunklen Schatten, sind der Vöglein Lieder verstummt, kehren die Waldherden aus dem Waldschlage zurück, herrscht im Walde feierliche Stille, erklingen plötzlich in den dunklen Gefilden die Abendglocken der Walddörfer: dann beginnt auch Ruhe und Erholung für die müden Schlagräumer. Der Adjunct verkündet ihnen mit lauter Stimme den „Feirumd" — Feierabend. — Schnell verlassen sie die Arbeitsstätte, Eß- und Arbeitsgeräthe werden zusammengepackt und nun wandern sie scherzend und lachend, singend und jodelnd dem Dorfe zu, das sie in früher Morgenstunde ebenso fröhlich verlassen. Am häuslichen Herde erholt man sich von des Tages Mühen; viele gehen noch in „d' Häusa", die Burschen aber gehen zu Liebchens „Kommafenstal" und die andern suchen ihre Lagerstätten auf. Bald beglückt sie friedlicher Schlummer.

„'s Grof'n".

Rings umschlossen von dunklen, rauschenden Wäldern liegt der sonnige „Waldschlag", den Stifter so wundersam geschildert hat, daß von einer Darlegung der Beschaffenheit solch' eines Waldtheiles meine Feder — schweigen muß. Wie einsam und hochfeierlich allhier die Natur waltet, welche wunderbare Stimmungen da die Brust erfüllen, wenn rings in weiter, walddurchrauschender Runde alles Leben schweigt und nur die Lüftchen heimlich streichen, nur die Vöglein jubelnd singen, nur die Blumen feurig blühen: das läßt sich kaum sagen, das muß man selbst fühlen, erleben. Der ganze Waldgrund gleicht einem Blütenmeere. Alle Waldesblumen, Brom- und Himbeergesträuch, Erdbeeren wie Heidel- und Preiselbeeren bedecken ganze und abermals ganze Stellen des Waldschlages. Aus den grünen Gräser- und Kräuterwogen ragen inselartig sonnzerklüftete, alte Baumstöcke und tännchen- und fichtennährende, vermoderte Ronen; hie und da raschelt's im Grase, eine Eidechse, die sich soeben auf einem Steine gesonnt, sucht im versteckten Winkel Schutz vor nahender Gefahr. Blindschleichen sonnen sich in ungestörter Ruhe, „Weihfalter" durchgaukeln die zitternde Luft, Fliegen summen, Käfer brummen, fernab schreit eine Holzsäge, erschallt Hundegebell und ertönt sanft verklingendes Glockengeläute der Waldherden.

Da tauchen plötzlich einzelne Weibergestalten, mitunter ganze Gruppen von solchen auf. Große Weiden-

körbe sitzen auf ihrem Rücken, in der Hand tragen sie scharfgeschliffene Sicheln. Wer sind sie? Die „Grosweiba" (Grasweiber), welche gekommen sind, im Waldschlage saftiges Waldgras als Futter für die Kühe zu sammeln. Kaum geht das Vieh ins Freie, so beginnt auch das „Grasen" wie die Leute zu sagen pflegen. Aber nicht Jedermann darf sich aus den „herrschaftlichen" Wäldern Gras holen. Dieses Privilegium besitzen nur diejenigen, welche sich mit einem „Groszedl" (Graszettel) ausweisen können. Der Graszettel ist eine Bescheinigung von Seite des Forstamtes, daß die Partei den für das Grasen im Walde entfallenden Geldbetrag erlegt oder „abgearbeitet" hat. Derselbe ist in der Regel gering und wird entweder baar erlegt oder durch Arbeit im „Schlagräumen" beglichen. Da der Waldbauer während des Sommers in Ermangelung des Klee's seine Wiesen schonen muß, so ist er nothwendigerweise gezwungen, das Sommerfutter für seine Hausthiere aus dem Walde zu holen, und dessentwegen „nimmt sich jede Partei im Dorfe ihren Graszettel". Den „Graszettel" muß die „Graserin" stets mit haben, denn das Forstpersonale hat das Recht, bei einem eventuellen Zusammentreffen mit einer „Graserin" im Waldschlage von derselben den „Graszettel" zur Einsicht zu verlangen. Könnte sich beispielsweise ein Grasweib nicht „ausweisen", so hätte der Forstwart das Recht, sie aus dem Walde zu jagen; manche „ungehobelte" Waldheger gehen in ihrer Brutalität so weit, daß sie den armen Leuten Körbe zerschlagen, Sicheln abnehmen und dieselben auch mit „Ohrfeigen" tractieren. Es geht eben im Dorfe nichts

über die Hoheit eines Dreihundertgulden-Adjuncten oder eines Waldhegers.

Die Dorfmädchen bestimmen vor dem Waldgange den Waldschlag, in welchem „gegrast" werden soll. Da ein jeder Waldschlag mit localem Namen bezeichnet ist, so ist die Bestimmung eines Schlages eine Leichtigkeit. Sobald die Morgenarbeit „verrichtet" ist, nimmt sich das „Mensch" den „Groskoa" (Graskorb), die „Grossichl" und das „Grosfüata" (Grasschürze), waffnet sich gegen allenfallsigen Hunger mit einem gewaltigen „Trumm Broud" — und nun, ein munteres Liedl singend, geht es zu Nachbars Hause, wo man der Kameradin „anschreit", d. h. dieselbe abholt. So „schreien sich alle Menscha an"; haben sie sich versammelt, so ziehen sie scherzend und jodelnd hinaus, dem Walde zu. Geplauscht, gescherzt und gelacht wird, daß es gar kein Ende nehmen will. Die Lisl erzählt ihr gestriges Liebesabenteuer, die „Kadl" trägt ihr Scherflein dazu bei und auch die Leni will nicht die „Letzte" bleiben, indem sie von der „Foischheit" des „Ihrigen" berichtet, während die „Mini" die „Treu" des Ihrigen nicht genug anpreisen kann. So gelangt man endlich in den Waldschlag. Nun werden die Körbe abgelegt, die Sicheln zur Hand genommen, der Magen durch ein Stück Schwarzbrot beruhigt und endlich beginnt das „Grasen". Sobald „eine Schürze voll ist", wird ihr Inhalt in der Nähe des Korbes entleert und zur Füllung einer „zweiten, dritten (u. s. w.) Schürze" geschritten. Jede Graserin weiß aus Erfahrung, wie vieler „Schürzen" sie bedarf, um eine stattliche „Trocht" nach Hause zu bringen. Während des Grasens entfernen sich

die Mädchen von einander oft weit, so daß sie sich weder sehen noch hören. Manch' geheime Sünderin hat sich ihren „Finanzer" in den Schlag bestellt, dessen alleinige Nähe sie heimlich aufsucht. Um sich aber wieder zu finden, bedienen sie sich des sogenannten „Huckens". Mit einem schreienden Sopran in höchster Stimmlage ruft man dreimal: „Hu!" Sobald das dadurch wachgerufene Echo verhallt ist, antworten schon zehn Stimmen: „Hu!" Auf diese Weise finden sich die Graserinnen wieder leicht zusammen. Seltsam hört sich aber das „Hucken" im sabbathstillen Hochwalde von der Ferne an. Auf einmal wird die feierliche Stille durch ein verklingendes, langgedehntes, echobegleitetes „Hu" unterbrochen und nach der Beantwortung desselben liegt der Wald wieder so ruhig, ernst und feierlich da wie zuvor. Nur durch die Kronen geht geisterhaftes Rauschen . . .

Hat man endlich des Grases genug, so wird dasselbe „aufgeladen", d. h. in den Korb gebracht. Da derselbe jedoch nicht ausreicht, um den gesammelten Grashaufen „aufladen" zu können, so wird ein sogenannter „Gupf" (Gipfel) gemacht, der die Korblänge oft um das Zweifache übertrifft. Damit aber der „Gupf" nicht abrutscht, wird derselbe mittelst des „Gupfbandes" fest niedergeschnürt und nun wird die schwere Centnerlast auf den Rücken geladen. Staunen muß man dabei über die Kraft der Böhmerwaldmädchen einestheils und über den Frohsinn und die Geduld andererseits, womit sie die Graslasten schwankend, oft stundenweit nach Hause tragen. Singend kehren sie in's Dorf zurück. Während des Marsches müssen sie öfters „rost'n" (rasten), damit sie nicht

„schwoch" werden, und demzufolge haben sie im Walde schon bestimmte Plätze, welche sie „Rosten" nennen. Meistens kommen die Graserinnen zur Mittagszeit nach Hause, was den Dorfleuten zur Zeitorientierung dient. Wie die erste Graserinnengruppe in's Dorf einzieht, ruft die Bäuerin mit dem Rufe: „Zan Ess'n!" die Arbeiter vom Felde zum Mittagsessen nach Hause. Gleich darauf ertönt das Dorfglöcklein, und nun ist's officieller Mittag im Dorfe, wenn die Sonne längst schon im Niedergange begriffen ist. Nachdem sich auch die Graserinnen gestärkt, wird der Korb entleert, ein Theil des Grases wird als „Greafuada" (Grünfutter) verfüttert, der andere wird als „Wintafuada eidürt" (Winterfutter eingedörrt, geheugt).

Nachmittags wiederholt sich derselbe Vorgang. Das „Grasen" dauert bis zum Spätherbst, und manche arme Familie kann sich dadurch eine Kuh füttern.

Das „Maibaumsetzen".

Wie beinahe in allen deutschen Landen, so besteht auch im deutschen Böhmerwalde die schöne Sitte des Maibaumsetzens. Da der erste Mai ein Jubeltag ist, so muß auch dem „Diandl" eine freudige Ueberraschung zu Theil werden. Diese besteht in einem Maibaum, den man der Geliebten in der Nacht auf den ersten Mai

vor dem „Kammerfensterl“ aufpflanzt. Längere Zeit schon vorher versammeln sich die Burschen und pflegen Berathung über das Maibaumsetzen. Sie unterstützen sich hierbei gegenseitig. In der letzten Aprilnacht holen sie schwanke Tännlinge aus dem Walde, entrinden dieselben; oben bleibt ein Reisigbüschel stehen. Bänder zieren den Baum. Der entrindete Theil wird mit mehreren Farben angestrichen und nun wird er vor Liebchens Kammerfenster aufgepflanzt. Wie neugierig jedes Mädchen erwacht, welche Freude es beim Anblicke des als Liebeszeichen dienenden Maibaumes empfindet, erhellt daraus, daß es den ganzen Tag, ja die ganze Woche in allen sieben Himmeln Mohammeds schwelgt. Kein anderes „Liadl“ entschwebt seinem Munde, als vom „herzliab'n Büaberl“ und vom „Busserl“ und vom „houzat'n“ (hochzeiten). Jedes Mädchen, das einen „Buam“ hat, bekommt einen Maibaum. Dieser bleibt während des ganzen Wonnemonates stehen, dann wird er wieder nächtlicher Weile fortgeschafft. In manchen Gegenden des Böhmerwaldes, namentlich im mittleren Theile desselben, wird der Maibaum erst in der Frohnleichnamsnacht („Kranzelnacht“) gesetzt und heißt sodann „Kranzlbam“.

Ein Pfingstbild.

„It geschach up enen pinkstedach,
dat men de wolde unde velde sach
grone stan mit lof unde gras
unde mannich vogel vrolich was
mit sange in hagen unde up bomen.“
(Reinke de Vos, 1498.)

„Pfingsten, das liebliche Fest war gekommen“, würde der Wäldler mit unserm unsterblichen Altmeister sagen, wenn er von Goethe ein Wissen hätte — aber er sagt in seinem Idiom so ziemlich dasselbe, freilich nicht in der classichen Form des Hexameters, sondern in der naiven Weise: Pfingst'n san do!

Ist Ostern das Fest der Auferstehung, so kann man Pfingsten als das Fest der Entfaltung, als das Hochzeitsfest zwischen Frühling und Erde ansehen. Zu Ostern wird es im Böhmerwalde erst „awa“ und nur einzelne Blümlein, wie z. B. die goldgelbe Sumpfdotter=blume, das Schneeglöcklein, die „Bärentatzen“ u. A. erheben sich aus dem mütterlichen Schoße der Erde. Nun aber fängt es erst an zu leben und zu werden in Wald und Berg und Thal! Zuerst schmilzt der Schnee auf den Wiesen, die silberhellen Brünnlein fließen und springen, der immer grüner werdende Rasen schmückt sich mit Flora's üppigsten Kindern, die sich im Wehen des lauen Lenzwindes nach allen Richtungen der Windrose bewegen. Die Wälder beginnen sich zu belauben, der Kukuk ruft

vom Berg zu Thal, ein wonnesames Singen und Klingen beseelt die jugendliche Flur. Endlich schmilzt auch der Schnee im fichtendunklen Hochwald, die Buche legt ihr schillerndes Brautgeschmeide an, das sieht der Ahorn, und gleich macht er ihr's nach; aber auch die Lärche will nicht zurückbleiben, sie prangt im zartesten Grün ihrer Nadeln und im lieblichsten Roth ihrer Zäpfchen. Nun machen auch die Birken, die Ebereschen und die anderen Bäume Frühlingstoilette, wie sie es ja an ihrer, sie alle ernährenden Mutter Erde sehen, jetzt kommen die munteren Sänger und Kinder der Natur, Waldmeister und Erdscheibe, die ganze reiche Hochwaldflora schmückt das schöne, frühlingsgoldene Waldland. „Wunderschön ist Gottes Erde und wert, darauf vergnügt zu sein!“ kann man mit Hölty ausrufen, wenn man in dieser farbenprächtigen, knospenschwellenden Zeit einen Blick von Bergeshalde hinauswirft in die sonnige, leuchtende Frühlingswelt. Da geht uns das Herz allgewaltig auf und freudig rufen wir aus: „Pfingsten ist da!“

Ab und zu bilden sich gewitterschwere Wolken, leiser Donner läßt sich hören und fahle Blitze ersterben, kaum geboren, am Pfingsthimmel. Natur steht im Frühlingsprangen.

Da beginnt in den Bauernstuben ein Backen und Braten, daß man vor dem den Rauchfängen entsteigenden Rauchqualme beinahe nicht „aussieht“. Krapfen sind es, die heute am Pfingstsamstag in beträchtlicher Menge gebacken werden. Diese bilden einen Hauptfactor des pfingstlichen Festtisches im Böhmerwalde. Neben den Krapfen werden „gebackene“ Brennnesseln aufgetischt und

noch andere derartige Leckerbissen. Auf Wiese und Feld, in Wald und Haus ruht die Arbeit. Nur die „Menscha" (die Mädchen) haben es sehr geschäftig: Sie müssen „z'sommrama", Röcke und Hemden bügeln, und der Bäuerin beim „Kochat" behilflich sein.

Festtagsstimmung beseelt das ganze Dorf. Nachmittags beginnt das „Tuschen" oder das „Krachen" mit den großen, dicken Peitschen. Die Dorfburschen versammeln sich, jeder eine „Goißl" bei sich, am Dorfanger, um den Dörflern die Ankunft des heiligen Geistes zu verkünden. Als Verkündigungsmittel bedienen sie sich des sogenannten „Krachens", das den Sturmwind bei der Erdenfahrt des heiligen Geistes veranschaulichen soll. Jeder schwingt unaufhörlich seine Peitsche, so daß ein förmliches „Krachconcert" zum Vortrage gelangt, ein Concert, das weithin schallt und in den Wäldern wiederhallt und selbst in der heiligen Pfingstnacht nicht ganz verstummt. Abends erquickt ein festlicher Schmaus die jugendlichen „Tuscher".

Pfingstsonntag. — Ein hoher Festtag! Da heißt es in die Kirche „in's Omt" gehen und beten, „daß einen der heilige Geist nicht verläßt". Frühmorgens schon steigt der Bauer aus dem Bett, „zündet sich Eine an" und macht einen Gang durch die umliegenden Felder. Kukuk und Lerche bringen ihm ihre lieblichen Morgengrüße entgegen. Mittlerweile kocht die Bäuerin die festtägige „süße" Frühsuppe, den Kaffee, wozu aus Ersparungsrücksichten auch gebranntes Sommerkorn verwendet wird. Die „süße Suppe" ist eine Delicatesse bei Alt und Jung und jeder „schlägt einen

Topf voll aus" (er ißt ihn aus), daß einem vor Staunen Hören und Sehen vergehen kann. Dazu werden „Wakaln" (Buchten) gegessen.

Nun zieht man sich an und „geht in's Omt". Oft müssen die Wäldler der „Einschichten" und der Waldhäuser stundenweit auf bergigem, steinigem Wege dem Dorfkirchlein zupilgern, was auch mit wahrhaft frommem Sinn und gläubigem Gemüth geleistet wird. Im Pfarrwirtshause wird „einkehrt"; Bier und Semmel werden als Stärkungsmittel wider die Mattigkeit in's Treffen geführt, und sie bewähren sich gut. Da unterhält man sich so lange, bis der Meßner-Lehrer „zomläut". Jetzt eilt man dem Gotteshause zu und in stauendem Gedränge betritt man dasselbe. Des Gottesdienstes erster Theil besteht in der Predigt. Mit „einem Intrat", bestehend in schallendem Trompetengeschmetter und gräßlichem Paukenwirbel, wird der auf der Kanzel erscheinende Priester begrüßt. Andächtig lauscht man nun der Predigt, bis der Prediger nach etwa einer halben Stunde mordiösen Schreiens mit den Worten schließt: „Vernehmet mich im zweiten Theil!" Da beginnt es auf den unsicheren Höhen des Chors wieder zu rasen: Trompetengeschmetter und Paukengetöse.

Der Pfarrer aber öffnet seine Dose, erfrischt seine schmachtende Nase mit einer riesigen Prise und schneuzt und räuspert mit wahrhaftem Höllenspectakel. Diesen Moment scheinen die Waldbauern abzuwarten, denn augenblicklch beginnen die Dosendeckel zu knarren, eine allgemeine Schnupferei, Schneuzerei und Husterei macht die geschnitzten Heiligen in ihrer Ruhe unsicher, Taschen=

tücher wehen wie die an allen Seiten aufgestellten Fahnen, eine allgemeine Bewegung geht durch die heilige Stille des Tempels, bis der Pfarrer mit einem ernsten Blicke zur Ruhe und ferneren Aufmerksamkeit ermahnt, um sich im „zweiten“, „dritten“ Theil vernehmen zu lassen. Die Predigt dauert über eine Stunde, desgleichen das „Houamt“ (Hochamt). Nach der Kirche wird auf dem Kirchenplatze „dischkurirt“ und im Wirthshause gezecht. Burschen und Mädchen wandern gruppenweise auf dem Waldwege ihrem einsamen Heim entgegen, wo sie ein köstlicher Schmaus erwartet. Wenn die Bäuerin sieht, daß die „Kiachaleut hoam“ kommen, so wird schnell der Tisch gedeckt und aufgetragen. Dann geht es an ein fabelheft gesegnetes Essen!

Der Nachmittag wird im Wirtshause zugebracht. Der Abend aber gehört den Burschen. Denen obliegt es, den „Wasservogel“ zu singen. Der „Wasservogel“ ist bei den Böhmerwäldlern als Regenverkünder bekannt. Immer, wenn er sein klagendes Geschrei im Wald erschallen läßt, stellt sich Regen ein. „Da Wossavogl schreit“, sagt die „Nal“, „'s wird ringat wean!“ — Dieser bedauernswerthe Vogel soll nach der Waldsage verdammt sein, nur bei Regenzeiten zu trinken, weil ihm ob einer an den Tag gelegten Faulheit vom Herrn der Genuß des Bach- und Quellwassers versagt ist. Und thatsächlich regnet es in den meisten Fällen, wenn sich der „Wasservogel“ hören läßt. Weil nun zu Pfingsten schon vereinzelte Gewitter auftreten und der blühenden Erde Labung und Feuchtigkeit spenden, so besteht die schöne Volkssitte, in der Nacht vom Pfingstsonntag auf

den Pfingstmontag den „Wasservogel" zu singen, was ausschließlich in den Ressort der Burschen gehört. Diese versammeln sich in einem zuvor bestimmten Haus, wählen aus ihrer Mitte den „Wasservogel", der als „Vorsinger" dominiren muß, und erwarten nun die Mitternachtsstunde. Jetzt ziehen sie von Haus zu Haus und singen den „Wasservogel". Die einzelnen „G'setzl" sind höchsteigene Erfindung des „Vorsingers". Die Burschen bilden einen Halbkreis, in dessen Mitte der „Wasservogel" steht. Nachdem sie sich überzeugt, ob im Hause Alles ruhig ist, beginnt der „Wasservogel" mit folgendem „G'sang":

„Do steht a schwoaze Wuika do,
Die wird uns heut noh ringa o!
Z' Abend schloft's ihr, z' Abend schloft's ihr
In Gott, des Herren Schooß!"

Jeder einzelne Vers wird vom Chore nachgesungen. Dann singt der „Wasservogel" wieder:

„Do sitzt oana in da Untawoit, (Anspielung auf den Teufel)
Dea fuat und fuat sa Soiwa (Silber) zoiht —
Z' Abend schloft's ihr, z' Abend schloft's ihr
In Gott, des Herren Schooß".

Und so geht es fort oft eine Stunde lang, bis die Bäuerin mit den Mädchen herangeschlichen kommt, und die nächtlichen Wandervögel mit Wasser begießt. Sodann wird ihnen Schmalz, Mehl, Ei und Milch verabreicht, die der „Taschenträger" in seine dimense Tasche verschwinden läßt. So geht es fort bis zum letzten Hause des Dorfes, wo die gesammelten Nahrungsvorräthe „aufgekocht" und verschmaust werden.

Die Sitte des „Pfingstlümmels“ ist auch im Böhmerwalde bekannt wie überall, das „Pfingstreiten“ jedoch nur im nördlichen Theil des Böhmerwaldes.

Am Pfingstmontage ist in der Dorfschenke Tanzmusik am Tanzboden, wobei es lustig und toll hergeht bis zum „Irtag“. Burschen und Mädchen müssen sich dabei „ausleben“.

So kommen, so gestalten und so vergehen die Pfingsttage in den poesiereichen Hochwäldern des Böhmerwaldes, mit ihnen vergehen Geschlechter und Wälder — was aber dem herrlichen Waldgebirge eigen bleiben wird in alle Ewigkeit, das ist das treudeutsche Festhalten an Brauch und Sitte, wie solche bei unseren ruhmreichen Vorfahren, den deutschen Ahnen, geübt und geliebt wurden.

Sommer.

Das „Heug'n".

Die schönen Maientage sind vorüber; das Blühen nimmt ein Ende und das Reifen beginnt. Prächtig steht die Ernte, das Aehrenfeld wogt, vom Winde leicht bewegt, und die saftigen Gräser neigen sich traumhaft im heißen Junistrahl. Die Sommersonnenwende ist nahe: das ist die Zeit der Heuernte, des „Heug'ns".

Noch am Sonnabend betrachtet der Bauer den Himmel, und prophezeit aus der Temperatur der Nachtluft, aus dem Untergange der Sonne und aus der Reinheit des Sternenhimmels entweder schönes oder schlechtes Wetter für den kommenden Tag. Man nennt das „'s Wedaonschaun'". — Der Waldbauer ist ein ziemlich zuverläßlicher Wetterprophet, weitaus zuverläßlicher als der „Hundertjährige", denn in den meisten Fällen erräth er die Witterung des kommenden Tages. Nachdem er noch dem Hausgesinde eingeschärft, frühmorgens zeitlich „beim Zeug" zu sein, schließt er Thür und Thor, macht noch einen Gang in den Stall, um nachzusehen, ob keine Kuh oder kein Ochs „ledig" ist, spricht dann mit den Seinen das Nachtgebet und entschlummert.

Der Morgen bricht an. Die glühende Sonnenscheibe zaubert im lichten Streifengewölke die goldene Morgenröthe zutage, der Wald sammt seiner Behausung wacht auf, Amseln singen, Lerchen trillern im himmelanstrebenden Fluge, die Hähne krähen, daß es laut und hell durch's Dorf erschallt, Glanz und Duft liegt auf Blume und Blatt. Die Morgenlüfte wehen kühl vom Walde her, die Wiese blinkt im goldenen Morgenthau, aus den Rauchfängen steigt anfangs qualmender, nach und nach schwächer werdender Rauch, bis endlich nur mehr eine schwache bläuliche Säule empor zittert. Jetzt ertönen des Morgenglöckleins lieblichtraute Klänge, das Hausthor knarrt, der Bauer erscheint vor demselben, „reibt sich den Schlaf aus den Augen“ und betrachtet mit Frohgemüth den herrlichen Junimorgen. Augenblicklich verschwindet er wieder, um das Gesinde zu wecken. „He! affteh'n, d' Sunn scheint, zua Oawat!“ Bald geht ein dumpfes Murmeln durch's Haus: die Insassen sprechen das Morgengebet.

Nun geht es an die Arbeit. Die Sensen sind bereits „gedengelt“. Der Hausherr nimmt seine „Singst“ auf die Schulter und wandert an der Spitze seiner „Leute“ auf die thaufrische Wiese. Ihm folgen die „Mäher“, etwa 15 bis 20 an der Zahl. Es ist nämlich auch im Böhmerwalde Sitte, daß der Bauer seine Inwohner zur Arbeit heranzieht, wenn es die Dringlichkeit erfordert. Singend zieht man auf die Wiese hinaus, singend wird das Gras gemäht. Männer und Weiber betheiligen sich an diesem Geschäfte; dabei entsteht oft ein eifriger Wettstreit unter denselben, wer der flinkeste

und der geschickteste Mäher wäre. Dabei geht die Arbeit „flink vom Flecke". Hat die Sense „die Schneid" verloren, so wird sie mit dem „Wetzstein" „gewetzt", daß das schrille Wetzgeräusch im nahen Walde wiederhallt.

Das Mitgefühl der Wäldler tritt bei der Heumahd am augenscheinlichsten zutage. Im Grase befinden sich zuweilen Vogelnester mit kleinen, nackten Insassen. Die Mäher erwägen diesen Umstand sehr wohl; sobald sie an ein solches Nest kommen, mähen sie um dasselbe herum und lassen den armen Thierchen Sicherheit und Ruhe, indem sie einen „Schiebl" Gras stehen lassen, welcher das Nest birgt. Sieht der Mäher einen Grasfrosch, so ist er eifrig bestrebt, denselben aus dem Grase zu entfernen, damit er nicht das Opfer der scharfgedengelten Sense werde.

Um die siebente Morgenstunde ruft die Bäuerin die Mäher zum Frühmal, bestehend aus „sauerer Suppe" oder „Topfenmilch" und Schwarzbrot. Es ist erstaunlich, wie dieses Gericht mundet! Zuweilen werden vier „Töpfe ausgeschlagen" und zwei Laibe Brot dazu verzehrt.

Ist der Morgenthau von den Gräsern verschwunden, so wird das Mähen eingestellt und an das „Zerschlagen der Mod'n" gegangen. Das „Mod'nzerschlagen" (Zerschlagen der Mahden) geschieht entweder mit der Hand oder mit dem Rechen, und besteht darin, daß man die Heumahden gleichmäßig auseinander wirft, zerstreut, damit das nasse Gras trockne. Meistentheils fällt diese Arbeit den Mädchen zu. Die Männer dengeln während dessen ihre Sensen und „rauken sich Eine an". Auch die Kinder finden Beschäftigung: Sie müssen den „Kemm"

— Wiesenkümmel — aus den zerschlagenen Mahden heraus suchen, denselben auf „d' Sunn" legen, wo er sich röstet. Die durch das Rösten ausfallenden „Kemmkörner" wandern in's „Kemmsackl" und dienen als Würze verschiedenartiger Speisen.

Etwa um die neunte Vormittagsstunde bringt die Bäuerin Milch und Brot auf die Wiese. Ein großes Tuch wird auf dem Wiesengrunde ausgebreitet, die Schüssel in des Tuches Mitte gestellt und rings herum lagern sich die Mäher und Mäherinnen. Der Bauer nimmt Brot und Messer zur Hand und „brockt ein", während die Mäher „geschäftig d'rauf losessen", so daß sich der Hausherr zu der Ermahnung gezwungen sieht, doch ein wenig langsamer zu essen, daß für ihn auch etwas bleibe.

Das zerstreute Gras liegt nun „af da Sunn" bis zur Mittagszeit. Sobald dessen Oberfläche halbwegs getrocknet ist, wird es „um'kehrt". Das „Umkehren" ist eine spielende Arbeit; man gibt dem Grase mit dem Rechen die verkehrte Lage, so daß die unterste Schichte nach oben, die oberste aber nach unten zu liegen kommt. Dabei wird gescherzt und gelacht, „gefeazelt" und gefoppt, gesungen und gejodelt, daß es eine Art hat. So wird das „Umkehren" spielend leicht vollendet. Jetzt kehren die Wäldler in's Bauernhaus zurück, wo sie ein köstlicher Schmaus erwartet und erquickt. Zuerst kommt das Kraut und Brot. Es ist das erste tägliche Gericht des Mittagstisches, denn das Sprichwort sagt:

„Kraut und Brot
Macht Wangen roth."

Nach dem Kraut kommt der „Sterz" oder „G'selchtes" mit „geriebenen" Knödeln, welche vorzüglich munden; die Bäuerin hat zu Ehren der Mäher die Knödel „morb" (mürbe) gemacht, indem sie den Teig mit Schmalz vermischt hat. Die Mäher bezeigen den Dank für diese seltene Aufmerksamkeit dadurch, daß jeder ungefähr vier bis fünf solcher Klöße verzehrt und sie für den nächsten Tag wieder „anfrimt" — bestellt. —

Nach dem „Essen" hält man ein einstündiges „Mittagsschläfchen", während dessen die Mädchen die „Fuadaszeit" im Kuhstalle abhalten. Ist „der Stall verrichtet", so werden die „Monna" geweckt, und nun geht es neuerdings an die Heuarbeit.

Etwa um drei Uhr Nachmittags wird das zerstreute, bereits getrocknete Gras „geschlachtelt" und „gehedert". Unter einem „Heder" versteht der Wäldler einen kegelförmigen Grashaufen mit breiter Basis und abgerundeter Spitze. Die Hederzahl ist nach der jeweiligen Menge des Grases eine mehr oder minder große; manchmal ist die Wiese eine förmliche Hederstadt. Angenehmer Heuduft wallt durch's Gefilde, idyllischer Reiz fesselt das Auge. Jetzt kommt die Dorfjugend lärmend und johlend dahergaloppiert und belustigt sich am „Hedahupf'n" und am „Versteckaspiel" bis spät in die Nacht hinein.

Am nächsten Tage wiederholen sich dieselben Arbeiten; nur Nachmittags macht sich ein Unterschied bemerkbar. Die Heder werden „zerstreut", das „zerstreute" Hedergras wird an der Sonne „geheugt", zweimal „umgekehrt", sodann zu großen „Schobern" — Haufen — zusammengerecht und schließlich „eingefahren".

Das „Heueinfahren" ist der Burschen Lieblingsarbeit. Der große „Loitawog'n" — Leiterwagen — wird von zwei starken Ochsen oder „Oechseln" — junge Ochsen — gezogen. Bei jedem „Heuschober" steht der Wagen still; der „Hirtbua" muß „füastehn", daß die freßlustigen Wiederkäuer nicht Reißaus machen. Mit einer belaubten Ruthe verscheucht er die blutdürstigen Bremsen, die das Gespann umschwärmen. Der „Bua" nimmt die „Heugabel" und „schlägt auf". Ist er ein gewandter „Heuaufschlager", so ist er auch ein geschickter „Bua", den man bewundert, und jedes Mädchen folgt ihm gerne zum Tanze am Tanzboden. Das aufgeladene Heu wird zuerst festgetreten und sodann „gefastet". Das „Heufasten" besteht darin, daß die einzelnen Heuhaufen, wie sie der „Bua" „aufschlägt", regelrecht neben- und über einander gelegt werden, damit man eine große Heumasse auf den Wagen bringt; es ist Sache des Mädchens, die einen großen Stolz darauf legt, ein schönes „Fuada" Heu zu „fasten". Mit Wohlgefallen betrachtet sie das „Fuada" oder „Fahrtl" Heu, das sie „gefastet", und gerne hört sie das Lob, das man ihr darob ertheilt.

Ist das „Fuada" fertig, so wird das Heu mittelst des „Miasbaumes" — einer langen, dicken Stange — fest niedergeschnürt, daß es während des Fahrens nicht herunter gerüttelt wird, und wenn dies geschehen, so wankt der schwere Wagen langsam dem „Stoll" zu, wo es in die „Heu-Est" abgeladen wird.

Bevor das erste „Heufahrtl" „abgeladen" wird, muß der „Stoll" — die Scheune — mit Weihwasser „eingesprengt" werden, damit das „Fuada" — Vieh-

futter — nicht verhext werde und daß der „Stoll“ gegen Feuersgefahr gefeit sei. Sodann wird das Heu „abgeladen“ und neuerdings auf die Wiese gefahren um's zweite „Fahrtl“ u. s. f. Die Jugend verwandelt das gestrige „Hedahupf'n“ in ein „Heuhupf'n“, indem man von den „Stollgerüsten“ auf das weiche, duftende Heu in der „Est“ herunter hüpft. — So dauert das „Heug'n“ oft sieben bis acht Wochen. Bei Sonnenschein ist man dabei froher Laune, sind aber schwere Hochwaldgewitter im Anzuge, dann gibt es viel Angstschweiß, viel „Wettergeläute“ und viel Flucherei, denn das trockene Heu muß dem Wetter „abgesprengt“ — entrissen — werden und da geht Alles auf Windesflügeln.

Die Idylle des „Heug'n“ schließt endlich mit dem „Ambous“, einem köstlichen Festessen und Festtrinken, das die „Heuger“ die ganze Nacht hindurch wach und thätig erhält. — So will es die Dorfsitte.

Derselbe Vorgang wie bei der „Heumahd“ wiederholt sich im Herbst bei der „Grummetmahd“, weshalb hier von der Darstellung dieses Geschäftes Umgang genommen werden soll.

Das „Sunwendfest“.

Sommersonnenwende — schönste und feierlichste Zeit des Böhmerwaldes. Jetzt erst schmilzt auf den höchsten Berggipfeln der „Johannischnee“ und der wahre Sommer schwingt sein mildes Scepter in Wald und Feld. Diese Zeit erlöst den Wäldler ganz vom harten

Joche des Winters, deswegen wird sie von denselben nach altgermanischem Brauch gefeiert.

Etwa acht Tage vor „Johanni" berathschlagen die Dorfburschen, wo und wie groß der „Sunwendhaufen" gemacht werden soll. Ueber den Ort ist man bald schlüssig: Der „Sunwendhaufen" wird dort aufgestellt, wo er alljährlich stand, am höchsten Punkte der Umgebung. Mehr Sorge verursacht dessen Zustandekommen. Da wird zuerst ein „Sunwendkini", d. i. ist ein junger Baum, vom Walde geholt, von Rinde und Aesten befreit und in die steinige Bergerde eingepflanzt. Nur am Gipfel läßt man ein „gschaupats" Reisigbüschel als Königskrone stehen. Rings um den „Kini" herum wird ein Gehäuse von Holzscheiten bis zum Reisigbüschel empor aufgebaut; in dieses Gehäuse wirft man nun Hobelspäne, dürres Reisig und Astwerk u. dgl. Stoffe mehr und umhüllt dann den Holzbau von allen Seiten mit grünem Fichten- und Tannen-„Grossat" — Reisig. —

Der „Sunwendhaffa" ist fertig.

Am Vorabende des „Johannifestes", in der „Johanninocht", versammelt sich die ganze Dorfbevölkerung beim „Sunwendhaffa" auf dem bewaldeten Berggipfel. Am Himmel prangen die goldenen Sterne, ein geheimnißvolles Wehen und Raunen geht durch die ernst-heilige Nacht. Jetzt wird der „Sunwendhaufen" angezündet. Gleichzeitig lodern auf allen bewaldeten Höhen, so weit das Auge schweift, die „Sunwendfeuer" in die deutsche Nacht hinauf, ein Geschrei und Getöse, Gesang und Jauchzen durchgellt die feierliche Stille, lichterloh brennende „Pechbesen" werden von hundert Armen im Kreise ge-

schwungen, in weiten, glänzenden Bögen durchkreisen sie das geheimnißvolle Dunkel, dazwischen schallt das laute Prasseln und Knattern des brennenden „Sunwendhaufens" und im regungslosen Tann lauschen Reh und Uhu, und das Echo klingt aus allen Gründen.

Je nach der Größe des „Sunwendhaufens" dauert das „Sunwendfeuer" drei bis fünf Stunden. Noch in goldener Morgenfrühe sieht man aus den Wäldern Rauchsäulen empor steigen, die letzten Reste der herrlichen Feuer, die das Dorfvolk die ganze „Johanninacht" vergnügt haben.

Schlaftrunken wandert man dann nach Hause und vergnügt sich tagsüber an einem feierlichen „Johannischmaus", an Kegelspiel und Wirtshausbesuch. Die Männer begehen Felder und Wiesen, die Jugend fröhnt dem seligen Nichtsthun.

Das „Fensterl'n".

Der Abend senkt sich hernieder. Die Nachtluft weht kühl und mild; in den ernsten Rauscheton des Waldes mischt sich das schauerliche Geschrei der Eule. Leise flüstern die Gräser und Blätter und die Blumen neigen ihr schlaftrunkenes Haupt der liebenden Mutter Erde zu. Im Mühlengrunde rauscht der Mühlbach, an seinem Gestade klappert die Mühle und lärmt die Brettsäge. Am azurnen Himmelsdome blinken die goldenen Sterne und das Silberhorn des Mondes verklärt mit seinem sanften Märchenlicht die heilige Hochsommernacht . . .

Die Nacht ist zu verlockend. Die Dorfburschen verlassen ihre Schlafkammern und durchziehen singend und jodelnd das Dorf und schlagen auf einer von zwei Burschen getragenen Stange den Takt dazu. Es sind liebliche Volkslieder oder „G'sangl" eigener Erfindung, mitunter überraschend durch Fülle an Witz und Humor, die da in die blaue Sommernacht hinausklingen.

Bis Mitternacht wird, Straße auf, Straße ab, gesungen. Jetzt trennen sich die Burschen; jeder geht an Liebchens „Kommafensta", welche Sitte man das „Fensterln" nennt. Dabei singt man:

„Wenn bei da Nocht halt der Mond schön steht,
Und jeda Bua za san Diandl geht,
Schleich i mi a za ihr'n Fenstal hin,
Pfeif, und af an Schups! bin i drin.
Drum müaßt's Kurraschi hom,
Net lang beim Fenstal frog'n:
Ös (ihr) müaßt's glei eini steig'n,
Sunst zoigt's Enk d' Feig'n! — (Jodler.)

Liebchen ist nicht spröde. Lächelnd kommt es an's Fenster und unterhält sich mit dem „Buam". Ist derselbe keck und muthig, so „überredet" er das „Mensch", daß ihm Einlaß gewährt werde, was in den meisten Fällen gelingt. Entweder „kraxelt" er durch's Fenster hinein, oder das „Mensch" führt ihn leise durch die „große Stum", wo die beiden „Alten" im tiefen Schlafe liegen. Erst wenn es „toglt" — tagt — sucht der „Schlankl" das Weite, daß er nicht das Opfer des bäuerlichen Zornes werde.

Das „Fensterln" ist alldeutsch. Nicht immer läuft es so harmlos ab, wie es soeben geschildert wurde. Oft

trifft der „Liabhober“ am „Fensterl“ seines „Diandl's“ einen Nebenbuhler an, in welchem Falle es dann eine blutige Rauferei „absetzt“, oder der in seinem Liebes-paroxismus aufgehende „Bua“ wird vom inspicirenden Bauer überrascht, in welchem unangenehmen Falle er nicht schnell genug flüchten kann. Meistens geht die Flucht durch's Fenster, Scheltworte, Holzstücke, Teller, Milch-töpfe, Holzschuhe u. s. w. fliegen dem Flüchtling nach, daß er „auf einige Zeit abgeschreckt“ wird. Doch nur „einige Zeit“ bleibt der „Liabhober“ aus, dann versucht er wieder in einer schönen Hochsommernacht sein Glück, und das „Mensch“ hat schon Anstalten getroffen, daß es ihm auch zu Theil wird — beim „Fensterln“.

Herbst.

Das „Strahrecheln".

Der Böhmerwäldler kennt eigentlich nur einen Sommer und Winter. Frühling und Herbst („Auswärts" und „Hiagst", wie er diese beiden Jahreszeiten zu benennen pflegt) existiren für den deutschen Sohn des geheimnißvollen, düsteren Waldgebirges nur im Kalender, denn der Böhmerwaldfrühling beginnt erst mit dem Monat Mai, wo andererorts bereits der Sommer seine Herrschaft zur Geltung bringt, und Mitte October zieht der mürrische Winter über die waldigen Bergkuppen und hüllt die ganze Landschaft in sein weißes, schimmerndes Kleid, so daß in den meisten Fällen zu Allerheiligen bereits kniehoher Schnee liegt.

Es ist dieses schöne Mittelgebirge Mitteleuropa's ein Stück Island, Nordland, wo noch unverfälschtes, eddahaftes Volksleben, reich an originellen Bräuchen und Sitten, heimisch ist. Der deutsche Wäldler trägt seinen Frühling, seinen Nachsommer im Herzen: Wintersturm und Windesbrausen machen ihm die Musik zu seinem gemüthsreichen poesievollen Leben am häuslichen Herde.

Nichtsdestoweniger gibt es im September und Anfangs October noch sehr schöne, klare Tage, wahre

Nachsommerstage, die durch ihre ergreifende Stille und melancholische Ruhe eigenthümlich auf das Herz des Wäldlers wirken. Der Fernblick von den Berggipfeln ist da am lohnendsten, weil die sonnige Herbstluft klar und rein ist. Heller denn je klingen aus den herbstlich-bunten Wäldern die lieblichen Töne der Waldglocken, zeitweilig schreckt ein Büchsenknall birschender Jäger den ersterbenden Tann aus seiner Todtenruhe auf, dann erklingen wieder die zweistimmigen Jodler geschäftiger Holzhauer und grasender Mädchen durch die unermeßliche Waldesweite in lieblich-langgezogenen, äußerst einschmeichelnden Klängen.

Jetzt ertönt es aus dem bunten, herbstlich gerötheten Buchenwalde ernst und schwermuthsvoll:

„Trulli ho!
Foit ma da Huat in Bo (Bach),
Trulli ho!
I laf eam no! (nach)
Trulli ho!
Er ist schon z'weit,
Trulli ho!
Hon gor koa Freud!

Ergreifende Ruhe lagert sodann wieder über dem ernsten Gebirgswalde, bis zwei silberhelle Burschenstimmen folgende Vierzeilige hinausklingen lassen in die träumende Bergwelt:

„I und mei Brüadei
Soll'n Strahrech'ln gäh',*)
Und hom nua oan Rechl
Und brauchat ma zwä!"

*) gäh' = geh'n; ä = Nasenlaut.

Gleich darauf singt eine liebeschmachtende Dorfschöne in zauberisch-lockendem Tone:

„A Busserl is a g'spoaßig's Ding,
Es rührt das gonze Bluat:
Man ißt es net, und trinkt es net,
Und dennoch schmeckt's so guat!

Es sind die „Strahrechler", die im Laubwalde die Winterstreu rechen für den zahlreichen Viehstand im Bauernhause. Da herrscht denn eitel Lust und Freude im ganzen Dorfe. Frühmorgens schon ziehen die „Strahrechler" singend und plaudernd hinaus in den herrlichen Buchenwald, die derben und festen „Strahrechl" auf ihren Schultern, rosige, unversiegbare Lebenslust im Herzen, Sang und Scherz auf den Lippen. Der Bauer geht mit der Bäuerin, der „Bua" mit dem „Diandl". Lärmend und schäkernd erreichen sie den Wald, wo es alsbald rüstig an die Arbeit geht. Zuerst wird ein „Strahplotz" ausgesucht. Ein solcher findet sich im Laubwalde bald vor. Der „Strahplotz" ist eine weite, mit zahlreichen Laubschichten bedeckte Fläche des Waldgrundes, dessen unterste Schichte bereits „mehrjährig" und im Uebergange zum Humus begriffen ist. Jetzt wird derselbe „geräumt", d. h. seiner Aestchen, Zweige und Steine entledigt, was mittelst der Hände und Rechen geschieht. Das zusammengerechte Astwerk wird zu einem großen „Haufen" zusammengetragen, die Burschen schleppen noch Stock- und Wurzelholz herbei und zünden sodann den „Haufen" an, der alsobald in hellem Brande steht. Züngelnd und prasselnd streben die hellflackernden Flammen aufwärts zu den Baumwipfeln, dabei gewaltige

Rauchwolken entsendend in die sonnige Herbstluft. Dieses Feuer wird den ganzen Tag über erhalten, damit man sich, wenn die Kälte die Finger „annagelt" (in die Nägel fährt), beim „Fuija" wärmen kann. Stellt sich bei den „Strahrechlern" Hunger ein, so werden die mitgenommenen Kartoffeln in's Feuer geworfen, wo sie in der heißen Asche mürbe gebraten werden. Diese „gebratenen Erpfl" gelten als Leckerbissen und werden mit großem Wohlbehagen gespeist.

Der „geräumte" Streuplatz wird nun von den „Strahrechlern" occupirt. Jeder sucht sich ein ihm zu Gesichte stehendes „Platzl" auf, wo er nun mit dem Rechen die Laubstreu zusammenrecht. Zuerst werden kleine „Häufl" gerecht, welche sodann vom „Strahtroger" „zusammengetragen" werden zu dem „großen Streuhaufen". Ein großer „Strahhaffa" enthält in der Regel fünf bis zehn „Fahrtl" (Fuhren) Streu, und wird immer unter mehreren großen, reichbelaubten Bäumen am Waldwege „angelegt", damit man einestheils mittelst des Streuwagens leicht zu ihm gelangen kann, und daß er anderntheils, falls sich Regen einstellen sollte, durch das natürliche Laub- und Nadeldach der Waldbäume vor Durchnässung geschützt ist; denn die Streu muß „trucka" (trocken) in den „Strahschupfa" oder auf den „Strahbod'n" kommen, damit sie sich nicht erhitzt und nicht „brinnat wird" (nicht brennend wird), was bei nasser Streu leicht möglich ist. Lassen es schon die äußeren Umstände nicht anders zu, als daß die Streu naß nach Hause geführt werden muß, so müssen die Kinder im Streulager tiefe Löcher auswühlen, um auf diese Art eine möglichst rasche

Verdunstung zu bewerkstelligen; dabei kann man die Erfahrung machen, daß der Wärmegrad innerhalb der Streu mitunter ob seiner ungewöhnlichen Höhe ein geradezu besorgnißerregender ist, und viele Bauernhäuser sind durch plötzliche Entzündung der Streu in Rauch und Flammen aufgegangen.

Das „Strahrecheln“, eine der schönsten Dorfidyllen im Böhmerwalde, dauert gewöhnlich drei bis vier Wochen. Diese Streu nennt man Winterstreu, weil sie nur über den Winter ausreicht; die Sommerstreu wird von Weibern und Mädchen, dem täglichen Bedarf entsprechend, in Körben aus dem Walde nach Hause getragen. Da verwendet man auch Nadelstreu, ja selbst Sägespäne werden als Streumittel herangezogen, die man aus der Brettsäge nach Hause führt.

Wer viel Streu hat, kann tüchtig „einstrah'n“, bekommt so viel Dünger, viel Dünger nützt dem Felde, und reiches Felderträgniß ist des Waldbauers Wonne und Leben.

Das „Bialgeh'n“.

Der Herbst zieht still und ruhig ein in die erhabene Waldlandschaft. Wundersames Schweigen waltet im Walde und auf den Fluren, Natur träumt den Wehmuthstraum der Vergänglichkeit. Die meisten Waldblümlein sind „heimgegangen“, nur Maßliebchen und

Herbstzeitlosen erfreuen das melancholisch gestimmte Menschenherz.

Der Wäldler aber ist nichts weniger als melancholisch. Sein heiterer Sinn, sein Frohgemüth verläßt ihn nie, stets schaut er der Zeit mit vergnügtem Auge entgegen und nimmt das Leben, wie es sich ihm dargibt. Es ist Sonntagsnachmittag. Da ziehen die Dorfmädchen und Kinder gruppenweise, singend und schäkernd in den Waldschlag hinaus: „sie geh'n in d' Bial" — d. h. sie gehen „in die Beeren" (Beeren pflücken). In einer Hand trägt man das kleine „Bialhefal" zum „Einschütten", in der andern den großen „Bialhefa" (Topf). Im Waldschlage angekommen, wird „a guad's Bialoat afg'sucht". Man muß eben einmal einen Waldschlag gesehen haben, so wird man in der Behauptung, daß ganze Strecken förmlich roth erglänzen von der Unzahl der mit den reifsten, lockendsten Früchten behangenen Erdbeer-, Himbeer-, Heidelbeer-, Brombeer- und Preiselbeerstauden, keine Hyperbel erblicken. Deshalb braucht man nach einem „großen Bialoat" nicht lange zu suchen, er präsentirt sich von selbst. Jetzt beginnt das „Bialklaub'n", d. h. das Beerenpflücken. — Die „geklaubten" Beeren kommen zuerst in das kleine „Bialhefal" (etwa ein Seidel fassend); ist dieses voll, so werden die „Bial" in den „Hefa" „eig'schütt". Man klaubt nun so lange ein, bis der „Bialhefa" oder der „Bialzechta" (ein hölzernes Handgefäß) oder auch der „Bialema" (Eimer) voll ist. Steht die Sonne noch entsprechend hoch, so wird in's „Mei 'klaubt" — in den Mund geklaubt. Dadurch werden die Zähne (namentlich

von den Heidelbeeren) mohrenschwarz. Steigt die Sonne zur Rüste, dann werden die „Bialgeräthe" zusammengepackt und singend und jodelnd geht es nun in's Dorf zurück. Die Burschen gehen den Mädchen entgegen, ja einige kommen in den Waldschlag nach, um im trauten Fichten- und Tannendunkel Frau Minne ihren süßen Tribut zu zollen. — Zu Hause angelangt, werden die Beeren theils gemeinschaftlich verzehrt, theils verkocht, zum Theile auch verkauft. Namentlich sammeln ärmere Leute ganze Tage lang Preiselbeeren und verkaufen dieselben eimerweise. Das „Bialgeh'n" ist eine liebliche Idylle, die dem Dorfleben ein ungemein anmuthendes Gepräge gibt, die den freundschaftlichen Verkehr zwischen Mensch und Wald noch stärker befestigt.

Das „Schwommasuacha".

Es regnet. Weil im Hause gerade nichts Wichtigeres zu thun ist, so nimmt die Hausfrau das „Schwommaköabl" und geht „in d' Schwomma". Die Kinder begleiten sie gerne, denn das „Schwommasuacha" gehört nebenbei zu ihren Lieblingsbeschäftigungen. Jedes von ihnen hat ein sogenanntes „Schwommamessa", womit die Schwämme abgeschnitten und gereinigt werden, und ein „Schwommatüachl", worein die Schwämme gegeben werden. Nun wird gesucht. Dabei sucht man die verworrensten, moosigsten Dickichte auf, weil sich auf deren

feuchtem Grunde die meisten Schwämme vorfinden. „Auf allen Vieren“ kriechend, verschafft man sich Eintritt in die natürlichen Castelle des Hochwaldes. In den meisten Fällen ist eine reiche Ausbeute der Lohn für dieses mühevolle aber äußerst interessante Beginnen. Hat man einen „Tobanigl“ (Herrenpilz) gefunden, so sucht man hastig in nächster Umgebung dessen „Brüadei“ (Brüderlein), weil man der Meinung ist, daß er noch Gesellschaft haben müsse. Dabei kratzt man mittelst der Fingernägel Moos und Baumnadeln auf, um den manchmal darunter verborgenen, schon ziemlich ausgebildeten Pilz ja nicht „hint'“ zu lassen. Will sich das „Brüadei“ absolut nicht finden lassen, so wendet man, still summend, folgende Beschwörungsformel an:

„Marocha Hüadei,
Zoig ma dei Brüadei!“

Zeigt sich jetzt das „Brüadei noch immer nicht, so sagt man: „Loßt's es geh'n, 's wird schon kema!“ und sucht fleißig weiter. Nachdem alle „Schwommatüachl“ voll sind, werden die Schwämme in den „Schwommakoab“ geschüttet und nach Hause gebracht; daselbst werden sie geschnitten, getrocknet und sodann in's „Schwommasackl“ (Sack) gegeben und auf dem Dachboden zur Winternahrung aufbewahrt.

Das Schwämmesuchen ist eine lustige, gemüthliche Arbeit, der sich niemand entzieht. Beamte, Forstleute, Touristen und Finanzwache streifen oft tagelang im Walde herum und suchen Schwämme. Der Bauer sucht dieselben nur dann, wenn er regnerischer Witterung wegen nichts anderes arbeiten kann. Er sagt: „Die

Schwämme ersetzen dem Bauer das Fleisch". So gerne er jedoch dieselben sucht, so ungern isst er die „Schwommasupp'n", die man besonders häufig im Winter mit Knödeln speist, und die zu den bekanntesten Gerichten des Tisches der Dörfler gehört.

Das „Erpflgrob'n".

Einen Hauptnahrungszweig des Wäldlers bilden die „Erpfl", die Kartoffeln. Deshalb begegnen wir im Böhmerwalde so vielen und riesigen Kartoffelfeldern. Die „Erpfl" werden im April oder Anfangs Mai „gesteckt", Ende Mai oder Anfangs Juni „gehaut" (gehackt) und im Juli „g'schert", angeschoren, damit die rasch aufwachsenden Stengel den nöthigen Halt haben. Das „Erpfltoschat" — Kartoffelkraut — wird immer größer, bald kommen die violetten, weißen und blaßgelben Blütendolden zum Vorschein, an ihre Stelle treten nach und nach die grünen Fruchtkugeln, der Herbst rückt an, Nachtfrost und Reif stellen sich ein, der Reif „verbrennt das Toschat", und nun ist auch die Zeit da, wo die Kartoffeln ausgegraben werden müssen.

Das „Erpflgrob'n" beginnt im „tout'n Hiagst" — im Spätherbst. Es ist eine der mühseligsten Arbeiten, die der Wäldler mit Recht fürchtet, denn es kommt mitunter vor, daß sich der Winter frühzeitiger einstellt als gewöhnlich, was sodann eine totale Verschneiung der

Kartoffelfelder zur Folge hat. Nun müssen die „Erpfl“ aus dem Schnee gegraben werden, und die Beschwerden dieser mühseligen Arbeit lassen sich leicht ermessen.

Jedoch trifft es sich selten, daß der Winter so urplötzlich heran rückt; aber die schönen Tage sind dahin; kalte, feuchte Nebel umschleiern Wald und Feld und der eisige Nordost durchfegt die erstorbene Flur. Der Wäldler nimmt seine „Hau“ (Hacke), sein „Erpflschwingl“ (Schwinge), seinen „Erpflsock“ und seinen mit glühender Kohle gefüllten „Gluathefa“ (Gluttopf) und wandert auf's Kartoffelfeld hinaus, oft stundenweit. Dort wird vorerst ein „Fuija“ angeschürt und den ganzen Tag über unterhalten, damit man sich die Hände wärmen kann, wenn sie „anstarren“, d. h. vor Frost erstarren. In der Asche des Feuers werden auch Kartoffeln mürbe gebraten; die „brod'na Erpfl“ (gebratene Erdäpfel) sind sehr mehlig, äußerst schmackhaft und sind ein gelegenes Stillungsmittel des bald sich einstellenden Hungers.

Die Arbeit selbst geht flink von Statten. Jeder „Erpflgrober“ (Erdäpfelgräber) stellt sich zu einer „Erpflzeile“ und gräbt fleißig die geschätzten Knollen aus dem Schoße der Erde, damit er nicht „hint bleibt“ (damit er mit den Andern gleichen Schritt hält). Die „großen“ Kartoffeln werden „in's Schwingl“ geworfen, denn sie sind die nutzbaren Knollen; ist „das Schwingl“ voll, so wird dessen Inhalt in den bereitliegenden „Erpflsack“ geschüttet. Die „kleinen“ Kartoffeln kommen in's „Sauschaffl“, weil sie als Schweinefutter reservirt werden müssen. Wenn alle Säcke voll sind, so werden sie in die „Erpfltruha“ (Kartoffeltruhe) geleert und nach Hause

geführt. So dauert das „Erpflgrob'n" meistens zwei bis drei Wochen. Ist der ganze „Erpflocker" „umgegraben", dann kommen die armen „Hiawatsleut'" (Inwohnersleute) und „graben nach", um etwa „vergrabene" Kartoffeln zu finden, welche dann in ihr Eigenthum übergehen. — Mitunter beträgt diese Ausbeute drei bis fünf „Metzen".

Die „Erpfl" sind nebst der Milch, dem Kraut und den Schwämmen des Wäldlers wichtigstes Nahrungsmittel. Obwohl sie selbst keinen eigentlich hohen Nährwerth besitzen, so bilden sie dennoch einen wesentlichen Bestandtheil der einzelnen Speisen, die der Wäldler gerne auf seinem Tische sieht. Zu „Jacobi" werden die Erdäpfel „geschaut", ob sie schon reif sind. Es sind dies die sogenannten „Jacobierpfl". Sind die Knollen zum Kochen verwendbar, so werden sie geschält, gekocht, geschmalzen und gesalzen und als „o'gschmoizne Erpfl" auf den Tisch gebracht. Mit sichtlicher Freude labt sich Jung und Alt an diesem Leckerbissen, denn als solcher scheinen sie aufgefaßt zu werden. Den zweiten Tag werden die gekochten Kartoffel zerstoßen, mit Rahm „angemacht", mit gerösteter Zwiebel und heißem Schmalze überschüttet und als „og'rührte Erpfl" aufgetischt. Am dritten Tage kocht man die geschälten Kartoffeln mit Mehl, zerstößt dieses Gemenge mit einem Kochlöffel und übergießt es mit sehr viel Schmalz: es ist dies der vielbegehrte und besonders gepriesene „Erpflsterz", zu dem man saure Milche ißt. Im Winter werden die Erdäpfel sammt „der Haut" gekocht, dann geschält und als Zuspeise zur Früh- und Nachtsuppe gegessen. Die überräthigen Kartoffeln werden

in kaltem Zustande „gerieben“ und nun bereitet man aus ihnen die volksthümlichen Gerichte: „Erpflzoit'n“ (Zelten), „Erpflknödl“, „Erpflnudl“, „Erpflbrez'n“ u. dgl. m. An Sonntagen speist man zum „G'selchten“ „geriebene Knödl“, welche einen Hauptfactor des Böhmerwäldlers-Sonntagstisches bilden. Am Sonnabend werden die größten Kartoffeln ausgemustert, „abgeschabt“ und in's kalte Wasser geworfen. Am Sonntag Morgens werden sie „gerieben“, „gepreßt“, wobei man aus dem „ablaufenden“ Wasser die „Erpflstirk“ — Erdäpfelstärke — erhält, die ein geschätztes Mehl zu den sogenannten „Stirknudeln“ liefert; zu den gepreßten rohen Erdäpfeln mischt man gekochte geriebene „Erpfl“, gibt ein wenig Gries und Schmalz, zwei Eier und einzelne „Semmlbröckl“ dazu und „macht dann die Knödl an“. Bald kochen die Klöße und Mittags dampfen sie neben dem feisten Speck und laden zu schnellem Zugreifen ein.

Die „Erpfl“ braucht man durch's ganze Jahr hindurch, der Wäldler dankt Gott für diese so unentbehrliche Frucht und liefert den Beweis, daß auch ein frugales Kartoffelgericht zufrieden machen kann, wenn man über ein reines Gemüth und Liebe zur Natur und der Mitwelt verfügt.

Die „Kirchweih'“.

In den Herbst fällt auch die „Londkirweih'“ oder die „Kaisakirweih'“. Wohl wird dieser Tag durch Tanz und Schmaus entsprechend gefeiert, aber die eigentliche Kirchweih wird an dem betreffenden Tage gefeiert, welcher den Namen des Kirchenheiligen führt. Fällt der „Kirchenpatron“ auf einen Werktag, so wird die „Kirweih“ am darauffolgenden Sonntag abgehalten. Die „Kirweih“ ist ein hohes, freudiges, seliges Fest. Acht Tage vorher wird im Hause „g'weissingt“ (geweißt), aufgewaschen, gestärkt und gebügelt, gekocht und gebacken. Am „Kirweihsomsta“ herrscht im Dorfe bereits Festtagsstimmung. Den Rauchfängen entsteigt qualmender Rauch. Die Bäuerinnen backen Krapfen, „Kasnudl“, „Guglhupf“ und „Schoitl“, und haben es dabei so geschäftig zu thun, daß ihnen „von der Stirne heiß rinnen muß der Schweiß“, der in der Nasenspitze einen natürlichen Abläufer findet, wo er in kleinen, kugelrunden, silberhellen Tropfen auf den zu bearbeitenden Teig hernieder perlt. Die „Feitogg'wonda“ der Mädchen sind schön gestärkt und gebügelt und harren in der „Komma“ der kommenden Dinge. Der Bauer „rechelt um das Haus zusammen“, d. h. er recht mittelst eines Rechens alles um das Haus zerstreut liegende Flitterwerk zusammen, damit sich auch die unmittelbare Umgebung des Hauses recht sauber gestalte. Knechte und Burschen „schneiden im Stoll das Gsod“ — Häckerling, damit während der Kirweihtage „eine Ruhe“ (damit) ist.

Gegen Abend zündet man sich schon eine Cigarre an, vergönnt sich wohl auch schon einige Krapfen und ein Gläschen Gerstensaft, zieht die Pantoffel an und geht auf die Kegelbahn oder in's Wirtshaus, um den lustigen Kirweihtag auch lustig einzuleiten. Leben, echtes, bewegtes Leben herrscht im ganzen Dorfe. Von weit und breit kommen die „Kirweihgäst" herbeigeströmt. Alle Brüder und Schwestern, Kinder und Enkel, Vettern und Basen kommen „auf die Kirweih", wenn sie längst einen acht- bis zwölfstündigen Weg zu Fuß zurücklegen müssen. Die „Kirweihgäst" werden sehnlich erwartet und freudig begrüßt. Bis in die späte Nacht hinein pflegt man des lang entbehrten Gedankenaustausches, bis endlich der drängende Schlaf zur Erholung von der weiten Reise mahnt.

Am „Kirweihsomsta" kommen auch die „Krämersleute" aus den umliegenden Dörfern, Städten und Märkten und schlagen auf dem Kirchenplatze ihre „Kromastand" (Krämerstände, Buden) auf. Spielwaren, Lebzelten, Sensen, Dreschflegeln, Wetzsteine, Hüte und Kappen, Schnittwaren u. dgl. m. bilden ihre Handelsartikel. Das ganze Dorf gleicht einem Lager von Zelten. — „Kirweihsunnta." — Schon in aller Frühe herrscht im Dorfe buntes Leben. Weil der Pfarrer gewöhnlich Gäste hat, so findet an diesem Tage auch eine Frühmesse statt. Die Dörfler wohnen derselben zahlreich bei; nach der Frühmesse aber entfaltet sich auf den Plätzen, bei den Krämerbuden und in den Wirtshäusern, sowie beim „Ringlspiel" ein Bild, das sich nicht leicht schildern läßt. Denn die Neugierde ist eine starke Triebfeder, und welcher Wäldler sollte am „Kirweihsunnta" nicht neugierig sein?

Räusche und Excesse gibt es schon um diese Tageszeit, denn die Bayer, die des Vergnügens wegen auch über die Grenze kommen, stehen den Wäldlern nicht zweimal recht zu Gesicht, und ein kecker Blick auf der einen wie auf der anderen Seite kann die Ursache einer furchtbaren Rauferei werden, die mitunter sogar mit einem Todtschlage endigt.

Um 10 Uhr findet das „Houomt" (Hochamt) statt, wobei alle Lehrer aus der Umgebung auf dem Chore mitwirken. Alle diese würdigen Priester Polyhymnia's werden beim Lehrer zu Gaste geladen. Nach dem Hochamt begibt sich Alles zum „Kirweihschmause" nach Hause. Wie lockend sind da schon die zwei oder drei Tische gedeckt! Alle Gäste setzen sich, der Hausherr spricht ein Gebet vor, die Anwesenden sprechen es nach. Nun will ich dem lächelnden Leser auch gleich das Menu solch' einer „Kirweihtafel" kundgeben, damit er sich gleich im voraus einen Begriff von dem gesegneten Appetit der „Kirweihgäst" machen kann.

Rindsuppe mit „geschnittenen Nudeln".
Rindfleisch mit „Krenwoicka".
Kalbsbraten mit „Erpflsoilot".
Schweinsbraten mit „Oiaknödln".
„Griassterz", stark geschmalzen.
Reisauflauf.
„Oiasterz."
Saures Fleisch mit Knödeln.
„Gelbes Breikoch" (Hirsengrütze).
Krapfen, „Kulatschen", „Guglhupf" und „Schoitln".
Kaffee. —

Dazu wird Bier getrunken. Alle essen mit Messer und Gabel, was man nicht einmal zu Weihnachten,

Ostern und Pfingsten thut. Denn diese Küchengeräthe muß man schonen, weil sie „thuia" (theuer) sind, und so isst man stets nur mit dem Löffel und mit der Hand.

Die Mahlzeit dauert bis gegen fünf Uhr Nachmittags. Dann verfügen sich Alle auf den Tanzboden, wo es schon sehr „heiß" „hergeht". Nun wird getanzt bis zum anderen Tage, der den Namen „Kirweihmonta" führt und dem dieselben Bräuche eigen sind. Daß in den meisten Fällen eine verhängnißschwere Wirtshausrauferei den Schluß dieser gemüthlichen „Kirweih" bildet, ist freilich ein bedauernswertes Ereigniß, doch zum Lobe sei es gesagt, daß diese Ausschreitungen der Wäldler jetzt von Jahr zu Jahr bedeutend und merklich abnehmen und bald werden sie gar nicht mehr vorkommen.

Am Dienstag wird „blau gemacht", da muß man sich die „Räusche ausschlafen" und am Mittwoch wandern die „Kirweihgäst" wieder fort in ihr Heim.

Das „Brechln".

„Plauderinnen, regt Euch stracks!
Brecht den Flachs,
Daß die Schebe springe,
Und der Brechen Wechselklang
Mit Gesang
Fern das Dorf durchdringe!"
(H. Voß.)

Plötzlich über Nacht, nach einem rauhen, stürmischen Spätherbsttage, kam der reckenhaft waltende Winter in's Waldland gezogen. Die Sonne hatte schon

lange vor ihm die Flucht ergriffen, und nur einige naßkalte Regenschauer wagten es, sich seiner siegreichen Macht zu widersetzen: indeß nur kurze Zeit währte der Kampf, der grimmige Recke schüttelte seine Rüstung und in furchtbarem Sturmgebrause wirbelte ein Meer weißer großsterniger Flocken in die Bergwälder hernieder und wob denselben die schützende Winterdecke.

Die Jahreszeit neigt sich dem Allerheiligenfeste zu . . .

Die Erde träumt den Todestraum, nur das ewige Grün der ungeheuren Nadelwälder lehrt uns die Hoffnung auf ein Auferstehen aus Todesbanden . . .

„God hoif uns voam Winta!“ seufzt der Wäldler und schürt mit dem eisernen „Schürhog'n“ das lustigprasselnde Feuer im riesigen Kachelofen. Und er fürchtet den polternden Winter mit Recht, denn bis Mitte Mai bleibt ihm derselbe „am Halse“ und bringt nicht selten sowohl ihn als auch sein liebes Vieh in die höchste Noth, ihn in die „Lebensnouth“, das Vieh in die „Fuadasnouth“.

Doch auch der Winter hat seinen bestrickenden Zauber und seinen poetischen Reiz, da hat es die deutschgemüthliche Frau, Stubenpoesie genannt, vollauf zu thun in den bescheidenen Holzhütten der braven Wäldler, wenn dieselben beim hellflackernden Kienspan am Kamine oder beim Spinnrade sitzen und Märchen und Sagen erzählen, „Liedln“ singen und scherzen und necken.

Und nun beginnen auch die volksthümlichen Arbeiten, reich an uroriginellen Bräuchen und althergebrachten Gewohnheiten, die man sich für den Winter aufgespart hat, und die man mit dem Collectivnamen „Wintaoabat“ bezeichnet.

Zu dieser Winterarbeit gehört auch das „Brecheln“ des Flachses — das Leinbrechen. Und von dieser schönen Volksidylle soll hier erzählt werden.

Neben der Holz- und Glasindustrie, neben dem Feldbau und der Viehzucht bildet der Leinbau einen wichtigen Erwerbszweig der Böhmerwäldler. Durchstreift man den mittleren Böhmerwald, so wird man neben ausgedehnten Kartoffelfeldern gleich weitausgedehnten Leinfeldern begegnen, die durch ihr frisches Grün, durch den himmelblauen Schmuck ihrer Blüten und durch ihre fortschreitende Wellenbewegung unser ganzes Augenmerk auf sich lenken. Da gibt es zwei Leinarten: „langen Hoor“ (Lein) und „kurzen Hoor“. Der „lange Hoor“ erreicht die Länge eines Meters, der „kurze“ die halbe Länge des ersteren. Gebaut wird der Lein im April oder Mai, jenachdem es früher oder später lenzt. Nachdem der Leinacker entsprechend hergestellt ist, wird die „Linsat“ (die Leinsaat, Leinsamen) ausgesäet. Das „Linsatbau'n“ ist Sache des Waldbauers. Bald sprießt der Same in junge zarte Pflänzchen auf und verleiht so dem kindlichen Frühlingslande Reiz und Anmuth. Im Juni beginnt das „Hoorjäten“, das Befreien des Leines von Unkraut, was wiederum Sache der Hausfrau ist. Sodann beginnt die „Hoorblüah“, die das Leinfeld in einen blauwallenden See verwandelt, bis im August das „Hoorraffa“, das Ausraufen des Leines erfolgt. Daran betheiligt sich das ganze Hausgesinde. Der geraufte Lein wird „gelegt“, d. h. auf den Wiesen zeilenweise ausgebreitet, was zumeist an Sonntags-Nachmittagen geschieht; hier „röstet“ er sich unter dem abwechselnden

Einfluß von Sonnenwärme und Herbstregen, bis er ganz „mor“ (mürbe) geworden; fehlt der Regen, so wird er zeitweise in die Wiesenschwelle getaucht und dann wieder „gelegt“. Ist er hinreichend „geröstet“, so wird er „aufgehoben“, nach Hause gefahren und auf den „Houboden“ (Hochboden) oder in „den Stoll“ (Scheune) geschafft, wo er einstweilen ruhig liegen bleibt. Indeß ist es Spätherbst geworden. Der Wäldler sagt: „Da toud' Hiagst (Herbst) ist do.“ Das heitere Blau des Himmels ist dem nebelgrauen Schleier des Herbstes gewichen, der nun unausgesetzt seine bangen Regen rauschen und rieseln läßt. Jetzt beginnt das „Hoorriffeln“, das sich zur schönsten Volksidylle gestaltet. Die eisernen „Riffelbretter“ erklirren während des kräftigen Durchzuges des Leines, die Samenkapseln rieseln und rollen auf den Boden nieder und dazwischen erschallt der heitere, volksthümliche Jodlergesang der lustigen Dirnen und Burschen. Witz und Scherz würzen die Arbeit, die meistens in der Nacht bei Laternenschein verrichtet wird. So lustig es bei diesem Riffeln hergeht, ein so schauerliches Nachspiel soll in manchen Fällen diese Arbeit haben. Im Böhmerwalde lebt der Glaube an die „Weihraz“, das Gespenst, noch so lebendig fort wie im Mittelalter und manches Weibsen, manch' nächtlich wandernder Geselle kann davon erzählen, „daß einem die Haut gruselt“. An das Riffeln knüpft sich der Aberglaube an die „Riffelweihraz“, an den „Riffelgeist“, der sich den nächtlicher Weile zum „Kammerfensterl“ des „Diandls“ schleichenden „Buam“ in demjenigen Hause hörbar macht, wo ein Todesfall während des Winters eintreten soll. Schauriges Weinen

und Stöhnen, unterbrochen von zeitweiligem, hastigem Riffeln, soll zur Mitternachtsstunde das ruhende Haus durchschallen, so daß dem muthigsten Burschen „die Haare zu Berge steigen" und er schnell das Weite sucht . . .

Nach dem Riffeln erfolgt das „Brecheln", das Brechen des Flachses. In jedem Böhmerwalddorfe sieht man im Weidegrunde, in bedeutender Entfernung vom Dorfe, ein sogenanntes „Brehhäusl" (Brechhaus) stehen, das aus zwei Räumlichkeiten besteht: Aus der „Hoorstum" (Flachsstube) und aus der „Brechlkomma" (Brechkammer). Die „Hoorstum" ist ein viereckiges, niedriges Steingemach mit einem „Guckerl", das das nöthige Tageslicht zu spenden hat und das dem übermäßigen Rauch Abzug in's Freie gestattet. Im vordersten Winkel dieser Stube befindet sich der ungeheure Ofen, in dessen weitgähnenden Rachen das knotige und knorrige Buchenstockholz zu wandern pflegt, wenn der Lein gedörrt wird. An den vier schwarzen Wänden umher und in mit der Decke parallelen Querlagen wird zur „Brechlzeit" der Lein „aufgesteckt", was dem „Mensch" (Mädchen) obliegt. Der Bauer fährt zuerst mit seinen zwei geduldigen Ochsen das „Brechlhoiz" (Holz) und dann den „Hoor" in's „Brehhäusl"; sodann kommt das „Mensch" in Begleitung mehrerer Freundinnen und „steckt den Hoor auf", d. h. sie stellt den Lein schichtenweise an den Wänden herum und an den einzelnen Etagen auf; dieses Geschäft nimmt so ziemlich den ganzen Tag in Anspruch. Abends nun wird die „Hoorstum g'hoizt" (geheizt). Weil es in den meisten Brechstuben „weihrazt", so ist es selbstverständlich, daß das „Mensch" um keinen Preis auf der

Welt das nächtliche Geschäft des Heizens übernimmt. Da muß der „Bua" daran.

„Wos geht denn mi Engga Hoor on?" sagt er zur Mutter und Schwester. „Hon i wos davon?"

„A Pfoad kriagst und a Wertahosen" (Werktags-hose), lautet der Bescheid.

„Oftant (dann) is 's recht!" und er geht heizen. Dabei darf er aber nicht rauchen, was er doch sonst gerne thut; deshalb ist er auf Ersatz bedacht, und er versorgt sich mit einer Flasche Branntwein.

Schon brütet schwarze, unheimliche Herbstnacht über den waldigen Bergen. Nur der Uhu läßt im nahen Tann seine schauerliche Nachtmusik hören. Da nimmt der „kurraschirte" Bua einen Buchenstock nach dem andern und speist damit den höllischen Schlund des riesigen Ofens. Dann steckt er mit großer Vorsicht den im Ofenloche aufgespeicherten Holzstoß in Brand, daß alsobald ein fürchterliches Prasseln und Knattern der Flammen den unheimlichen Raum durchschallt. Aber Furcht kennt der Bua nicht, denn er ist ein „Kampl" und als solcher hat er „a Schneid". Deshalb nimmt er einen Bündel Lein, breitet denselben auf der Erde aus, verschließt das „Guckerl", sowie die Thür, stellt seine Laterne zurecht, macht einen tiefen Zug aus der Branntweinflasche, wirft sich dann auf das vorbereitete Lager und „thuat a weng nofaz'n" (schlummern). Zeitweilig springt er auf, stößt einen Juchschrei aus, um den Dörflern anzudeuten, daß er keine Furcht kenne, und schürt dann neuerdings das Feuer an. So wird die Heizung zur hochgradigsten Temperatur etwa zwei Tage und Nächte ununterbrochen

fortgesetzt, bis der Lein „dürrt“ (gedörrt) ist. Nun beginnt das eigentliche „Brecheln“.

Vorher geht das „Mensch“ von Haus zu Haus und „sagt an“, d. h. sie fordert die Dorfweiber und Dorfmädchen auf, ihr auf „Abzahlung“ brechen zu helfen. Bereitwilligst wird zugesagt. Tags vorher werden nun die „Brecheln eing'schwart“ (eingeschwert). Die Brechen werden in der „Brechlstum“, dem ersten Innenraum des Brechhauses abgesetzt. Diese „Brechlstum“ ist ein höchst primitiver Raum, von Holzläden eingeschlossen und mit einer meistentheils nur angelehnten Thür versehen. Auf dem erdigen Boden wimmelt es von „Okompen“ (die abgefallene Rindensubstanz des gebrechten Leines) und von schweren Steinen, welche zum Einschweren der Holzbreche dienen, damit diese fest stehe. — Bald ist das „Einschwar'n“ abgethan.

Des andern Tages, frühmorgens beim ersten Zwielicht, wandern nun die lustigen, schalkhaften „Brechweiber“ in stattlicher Schar singend und schäkernd dem Brechhause zu. Dort angekommen, geht es gleich an die Arbeit. Das „Mensch“ macht die Ordnerin. Sie begibt sich in die „Hoorstum“, löst einen gedörrten Leinbündel auf und zergliedert ihn in eine entsprechende Anzahl von „Handvoll“, die sie dann an die einzelnen Brechlerinnen „austheilt“. Nun geht es an das „Brecheln“. Bald durchlärmt das verschneite Dörfchen das vielfältige Klappern der Brechen und melodischer, volksthümlicher Zwiegesang der Mädchen, daß es in den umliegenden Wäldern laut wiederhallt. Natürlich spielen bei dieser gemüthlichen, echt deutschen Arbeit Witz und Scherz die Hauptrolle; die eine Brechlerin wird „gefoppt“, vonwegen

ihres „Liabhobers“, die andere wird „gestichelt“, weil sie einen „Buam“ möchte, aber keinen „kriagt“, die dritte muß „beichten“, was sie mit dem vielbegehrten „Grenzjaga“ (Finanzer) für ein Stelldichein gehabt, und so geht es fort klappernd und plappernd, schäkernd und meckernd, singend und klingend, daß es eine weidliche Art hat. Um sieben Uhr bringt die Bäuerin die Frühsuppe, bestehend aus Milchsuppe, in welche man Schwarzbrot „einbrockt“. Um's „Zwoifiläut'n“ versammeln sich die „Brechlweiber“ im Bauernhause zum volksüblichen „Mittogmoi“, dann wird wieder fortgebrecht bis zum „Nochtmoi“. Lust und Jubel durchschallt das Dorf während der gemüthlichen „Brechlzeit“, Klein und Groß, Mann und Weib, Bursch und Mädl: Alle nehmen sie Antheil an diesem belustigenden Volksvergnügen. Der gebrechelte Lein heißt Flachs; die mit der Rindensubstanz vermischten Flachsabfälle werden „Werg“ genannt, aus welchem man die „rupfene“ (rohe) Leinwand zu Werktagshemden weben läßt. Der überschüssige Theil an Werg wird den „Wergböhm'“ verabreicht, wenn dieselben im tiefen Winter den deutschen Böhmerwald von Dorf zu Dorf durchwandern und auf ihren elenden Geigen dem deutschen Volke zeigen, was die Söhne der auf der „Höhe der Cultur“ stehenden tschechischen Nation im Bereiche der Kunst zu leisten vermögen! Und der deutsche Wäldler ist für den seltenen Genuß so dankbar, daß er ihnen das — Entbehrlichste im ganzen Hause, „Werg“ schenkt, wofür ihm Libussa's Sohn als besondere Daraufgabe noch das bei den tschechischen Excessen unentbehrliche „Hej, Slovane!“ vorkratzt . . .

Das „Brecheln“ schließt mit dem sogenannten „Ombous“ (Imbiß?), der in einem stattlichen Mahle aus Krapfen und — Branntwein besteht. Dabei werden die „Brechlweiber“ mitunter so „confusi“, daß sie von Ort und Stelle getragen werden müssen. Es ist was Eigenartiges, so ein schmuckes Diandl im Rausche zu sehen. Und das hat mit seinem Feuer der Branntwein gethan! — „Hat ein Haus abgebrechelt“, so beginnt das zweite, und so geht es bei gegenseitiger Hilfeleistung fort, bis „das ganze Dorf abgebrechelt hat“. Nun herrscht im Brechhause wieder jahrlange Ruhe und die Spinnen können sich darin ganz nach Belieben ansiedeln, sie werden von Niemandem gestört . . .

Lustig war das „Brecheln“, und mit Lust und Jubel muß es abgeschlossen werden. Dies geschieht durch den kreuzfideln „Brechltonz“, der von den „Brechlweibern“ veranstaltet und geleitet wird.

Die „Brechlweiber“ bestellen die Musikanten. Um dieselben für das „Aufspielen“ zu entschädigen, gehen sie „sammeln“. Der Eine gibt Geld, der Andere schönen, goldglänzenden Flachs; so fließt ein hübscher Musikantenlohn zusammen, der noch um ein Bedeutendes erhöht wird durch die freiwilligen Gaben der einzelnen Burschen, die den Spielleuten Bier zahlen und ein „Silberstückl“ um das andere in den Musikantentisch hineinwerfen. Bald bewegen sich die frohherzigen Paare im gemüthlichen deutschen Reigen, Tanz und Gesang erheitern die leichtlebige Jugend, bis endlich ein Paar nach dem Andern verschwindet, um im Dachkämmerlein daheim weiter zu kosen.

Damit findet das „Brecheln", diese echt deutsche Herbstidylle, seinen endlichen Abschluß und nun beginnt das Spinnen in den Rockenstuben.

Das „Mensch" leitet die ganze Flachsarbeit, denn für sie ist der „Hoor" bestimmt, in ihrer großen, mit bunten Blumen bemalten Truhe auf dem Hochboden wird der schneeige Lein und die schimmernde Leinwand aufbewahrt, denn sie denkt mit J. H. Voß:

„Brich, o brich, Du armer Flachs!
Weiß wie Wachs
Prangst Du angeschmieget,
Wann beim Bräutigam die Braut,
Warm und traut,
Einst im Bette lieget!" —

Winter.

Ein Wintertag.

Von eigenem poetischen Reiz und bestrickenden Zauber ist der Winter im Waldgebirge. Da ist Alles Kraft und Stärke, Gemüthlichkeit und häusliche Lust; Märchen und Sagen halten Einzug in die spindeldurchschnurrte und haspeldurchsurrte Bauernstube, Volkslied und Volkswitz erheitern die Herzen, Singen und Sagen ertönen in häuslicher Runde, Großmutter und Großvater werden im Kreise lebensfroher Jugend selbst wieder jung und ergehen sich in den schönsten Erinnerungen. Was der tändelnde Lenz trennt und scheidet, das vereinigt und verbindet der gewaltige Winter: er kettet die Menschen an den häuslichen Herd, und beim lustigprasselnden Feuer, am riesigen Kachelofen gibt er ihnen seine Schnurren und Geschichten, seine Märchen und Sagen zum Besten, und das Volk vergißt dabei gar bald der lenzigen, sonnigen Tage und fühlt sich glücklich und heiter im warmen, trauten Stübchen.

Und nun wollen wir uns einen Wintertag im Böhmerwalde, dem wildschönen Grenzgebirge des Böhmerlandes, betrachten. Da müssen wir schon eintreten in die dämmernde Stube des Waldbauernhauses und mit deren

biederen Insassen einen ganzen Tag verleben, wenn wir den natürlichen Reiz und die einfache Gemüthlichkeit solch' eines Wald-Wintertages fühlen wollen, und darum hurtig vorwärts!

„Morgenstunde hat Gold im Munde," denkt die Waldbäuerin, und deshalb verläßt sie um vier Uhr Morgens das warme Bett und „steht af". Noch waltet draußen dunkle, tiefe, schweigsame Nacht; nur der Haushahn denkt und fühlt mit der Hausfrau, denn vom „Hohnbam" (Hahnbaum, eine im Stalle aufgehängte Stange, wo die Hühner „aufsitzen") erklingt weithin schallendes Krähen durch die Morgenstille, als wollte der gefiederte Hausvogt die säumigen Schläfer zu regsamer Arbeit wecken. Doch der Bauer denkt sich: „Schreist ma long guat! bis 's Wei (b) ei'g'hoizt hot, is a no Zeit." Dreht sich um und „schlumpert" weiter. Das „Mensch" denkt indessen nicht mehr mit solcher Gewissensruhe. „Hui, iatzt hoißt's afsteh', die Oit' (Alte) krabbelt schon umma (umher), glei wiad's schrei'.

Aber die „Alte" ist so tolerant, und läßt das schlaftrunkene „Diandl" noch schlafen, bis es an der Zeit ist, dasselbe zu wecken.

Ihr erstes Geschäft ist „'s Wedaonschau'n" (das Anschauen des Wetters). Neugierig steckt sie den Kopf hinaus vor die Hausthür in die pechfinstere Nacht. Hui! Wie das braust und „wachelt," wie das lärmt und tost! Grauenhafte Dunkelheit lagert über dem Waldgebirge, kein Stern erhellt das nebeldüstere Wetter, die wirbelnden Schneeflocken fallen massenhaft auf die Erde, die Windsbraut singt ihren schauerlich-unharmonischen Winterhymnus. .

„O Jegasl!“ meint die Waldbäuerin, „dos is a grausli's Weda! do konn ma jo koan Hund aussi jog'n!“ und schlägt die schwere Hausthür hinter sich zu.

Nun geht es an's „Einhoiz'n“.

Bald prasselt das lustige Feuer im riesigen, mittelalterlichen Kachelofen, der Kienspan spendet sein trübleuchtendes „Liacht“, und die alte „Schwarzwälder“ belebt mit ihrem monotonen „Tiktak“ die anheimelnde Stille des traulichen Stübchens. . . Die Bäuerin aber begibt sich in die „Komma“, wo „'s Mensch“ schläft. „He, afstehn!“ schallt es jetzt, begleitet von derbem Rütteln und heftigem Schütteln. Das „Mensch“ spielt eine Zeit lang die „Schlofrechtige“, die Schlafbefangene, muß sich aber endlich doch der zwingenden, lebendigmachenden Gewalt der „Muada“ ergeben und aus dem warmen Bette taumeln. Bald sitzen nun Mutter und Tochter beim lustigschnurrenden Spinnrade und drehen um die Spindel den Faden, dabei dieses oder jenes besprechend und erzählend.

Auf der glühenden Ofenplatte steht bereits ein Magazin von Töpfen voll siedenden, brodelnden Inhalts. Da im großen eisernen „Hefa“ kochen die suppewürzenden „Erpfl“, im „köthern“ (irdenen, aus Erde, Koth) Topf brodelt die „sauere Suppe“, die zuweilen, wenn es die Bäuerin „versieht“, zu lustig wird und „übergeht“, so daß sie der Ofenplatte mit einer verheerenden Ueberschwemmung und dem warmen Stübchen mit „brandigem“ Gestanke droht; da muß die Bäuerin schnell mit dem „Woschhoda“ (Waschhader) laufen und die Platte „owisch'n“, daß es nicht „stinkt“ und der Bauer nicht

„sakramentirt". Die andern Töpfe beherbergen kochendes Wasser zum „Abbrennen" des Viehfutters, weil das Hausvieh zur kalten Winterszeit „auch was Warmes in den Leib kriegen muß".

Während die Morgensuppe so lustig wallt und kocht, geht das Spinnmädchen in die „Erpflkammer", holt einige Kartoffeln, wirft sie in die wärmedampfende Ofenröhre (Bratröhre), um dieselben mürbe zu braten. Die „brodna" (gebratenen) Kartoffeln werden gesalzen und mit sichtlichem Wohlbehagen verzehrt.

Mittlerweile „kriecht" auch der Bauer und der Knecht aus dem Bette, um an „d' Oawat" (die Arbeit) zu gehen. Und die „Oawat", die eigentliche „Wintaoawat" ist eine gar mannigfaltige. Des Bauers erstes Tagesgeschäft ist das „Gsot-Schneid'n" (das Häckerling-Schneiden). Mit der „Stoll-Lotern" begibt er sich in den „Stoll" (die Scheuer), stopft die „Gsottruha" (Häckerlingmaschine) abwechselnd mit Heu und Stroh an, wetzt dann das „Gsotmessa" (ein einarmiger Messer-Hebel) und „schneidet" mit weithin hörbarem Geräusche einen gewaltigen „Gsothaffa" (Häckerlingshaufen).

Ist das „Gsot" in hinlänglicher Fülle vorhanden, so begibt sich der „Bua" in den Stall zur Fütterung; aber auch das „Mensch" stellt jetzt Spinnrad und Rocken beiseite und geht „in's Fuadan". Da geht es denn lustig her. Das Mensch „verrichtet" die Kühe und singt dabei; der Knecht oder der „Bua" „versieht" die Ochsen und flucht dabei, denn die beim Zuge so geduldigen Thiere sind bei der Mahlzeit ziemlich ungeberdig, so daß der lustig seine Pfeife rauchende „Fürgeber" (Auf-

träger) mitunter vom Ochsenhorn einen derben Rippenstoß bekommt. „Bua“ und „Diandl“ plaudern und lachen mit einander, geben ihre Liebesgeschichten zum Besten oder „bandeln“ solche an, wenn sie nicht verwandt sind. Manches Familienleben ersteht aus solchen Stall-Rendez-vous.

Nach der Stallfütterung geht es an's „Frühmahl“, bestehend aus saurer Suppe (Milchsuppe), Kartoffeln und Brot. Letztere zwei Zuspeisen werden in die Suppe „eingebrockt“. Nach dem Frühstück, welches am großen Familientische eingenommen — „hineingehaut“ — wird, betet der Hausvater das Morgengebet vor. Alle Familienmitglieder knien an den Wandbänken herum, während der Hausherr im Tischwinkel Kniestellung nimmt. Laut wird vor- und laut wird nachgebetet. Alle Heiligen werden angerufen, selbstverständlich dürfen die „vierzehn Nothhelfer“, die „Märtyrer und Beichtiger“ und die anderen Patrone des himmlischen Rathes nicht fehlen. So will es das religiöse Volksgemüth.

Nach dem Frühstück geht es nun an's Tagesgeschäft: der Mann muß hinaus in's feindliche Leben, und drinnen waltet die züchtige Hausfrau. Während sich die Mutter anschickt, das Zimmer aufzuräumen, setzt sich das Mädchen zum „Spinnradl“, um um die schnurrende Spindel den Faden zu drehen. Zum Spindelgesurre erklingt dabei ununterbrochen der glockenreine Gesang des lebensfrohen „Diandl's“, und manch' einmal kann sich selbst die „Alte“, die Mutter, nicht enthalten, einzustimmen, wenn eine beseligende Jugenderinnerung ihr reines, treues Gemüth durchzieht.

Die Männerwelt aber wandert hinaus in den tiefverschneiten oder lenzgrünen Forst in's „Scheiterfahren", eine der Hauptbeschäftigungen des Waldvolkes während des Winters.

Eine zweite Beschäftigung ist das „Klötzerfahren". Die während des Sommers von den Holzhauern im weiten Bergwalde geschlagenen „Klötzer" müssen zur Winterszeit zu den Brettsägen geschafft werden, wo sie dann zu Brettern, Pfosten und Latten geschnitten werden. Das „Klötzerfahren" heißt in seinem ersten Theile das „Klötzerzusammenreißen", was darin besteht, daß sämmtliche im Hochwalde zerstreut liegende Klötzer auf einen einzigen Punkt, nahe der Schlittenbahn, geführt werden. Sind auf diese Art die Klötzer „zusammengerissen", so werden sie dann mittels großer, fester Holzschlitten, geführt von Ochsen, auf der eisigen, eigens zubereiteten Schneebahn zur Brettsäge geschafft.

Diese anstrengende Arbeit dauert vom frühen Morgen bis zum späten Abend; als Mittagsbrot dient den „Blechafoahrern" ein „Keil" Schwarzbrot, das sie in ihrem „Schnappsack" aufbewahrt haben. In „geschlagener" Nacht kehren sie vom Bergwalde zurück in den häuslichen Frieden, wo sie sich im warmen Stübchen bei einem kräftigen, dampfenden Mahle zu neuer Arbeit des folgenden Tages stärken. Ist nach etwa zwei bis drei Monaten das Geschäft beendet, so wandert man in die Rentcasse um den sauer erworbenen Lohn, der vom Cassier auch in klingender Münze verabfolgt wird, was den Waldbauer derart entzückt, daß er seiner Ehehälfte ein tüchtiges „Trumm Rausch" mit nach Hause bringen zu müssen glaubt. . .

Es braust der Wintersturm mit wilder, besiegender Macht. Die Dorfhäuser liegen tief verschneit, die kleinen Guckfenster sind mit den mannichfachsten Formen silberner Eisblumen geziert, im Schornstein heult und brüllt es, während im großen Kachelofen lustig die Flammen prasseln. Vor lauter „Wacheln" kann man heute nicht hinausgehen, denn draußen „sind alle Teufel los". Deswegen macht man eine „Hausarbeit", und eine solche ist das „Dreschen". Das ist wiederum eine lustige, gemüthliche Arbeit, bei der sich Jung und Alt erfreut, wenn der polternde Dreschtakt in seinen Sechs- und Achtschlägen das winterliche Dorf durchschallt. Lustig wird auf das geduldige Korn mit der „Drischl" (dem Dreschflegel) losgeschlagen, meistens zu sechs oder acht. Die Drescher betreten den „Tent", die Tenne. Zunächst wird „aufgelegt", das heißt, das Korn wird in dünner Schichte in zwei Lagen auf der Tenne ausgebreitet, so daß die Aehren die Mitte der Tenne einnehmen. Alsdann stellen sich die Drescher in zwei Gruppen so auf, daß sie sich gegenüber stehen; sodann wird plaudernd, auch singend gedroschen. Ist das „aufgelegte" Korn ausgedroschen, so wird es „ausgestaubt", daß im Stroh keine Körner zurückbleiben, dann wird es zu großen „Schauben" (Bündeln) zusammengebunden und in die „Strou-Est" (Abtheilung für Stroh) geworfen. So geht es bis zum Mittag fort, bis das Dorfglöcklein zum — Essen ruft. Die Bäuerin hat bereits „aufgedeckt". In des Tisches Mitte steht die große, rothe, mit bunten Blumen reich bemalte „Krautschüssel", reichlich gefüllt mit schwarzem Sauerkraut. Ein Laib Schwarzbrot liegt dabei und harrt geduldig seines Schick-

sals. Das Kraut leitet das Mittagsmahl der Wäldler ein, denn nach dem Volksspruch „macht das Kraut routhe Röſ'l" (rothe Wangen). Bevor sich die „Drescher" zum Tische setzen, betet der Bauer oder die Bäuerin den „englischen Gruaß" vor, während die Andern laut nachbeten. Ist der Hunger schon groß, so wird anstatt des englischen Grußes, der in solchem Falle zu lange dauern würde, ein kurzes „Tischgebet" gesprochen. Nun geht es an's Essen, wobei Alle aus einer Schüssel essen. In die linke Hand nimmt man einen „Keil Broud", wovon man „o'beißt", mit der Rechten lenkt man den Krautlöffel. Bald ist die Krautschüssel „ausgeschlagen", leer. Jetzt bringt die Bäuerin entweder den fettgeschmalzenen „Sterz", oder die „Schwommasuppen mit Kernmehl-Knödeln", oder ein Stück „G'soicht's", was freilich während der Woche selten der Fall ist, weil man sich das Fleisch nur an Feiertagen gönnt, oder „geriebene Erpfl-nudl", oder „Griasknödl mit Schmoiz" und wie diese bäuerlichen Leckerbissen alle heißen mögen.

An Sonn- und Feiertagen kocht man was „Guad's" (etwas Gutes). Dieses besteht Morgens aus einer „Kaffeesuppe" mit Brot, Mittags aus geselchtem Schweinfleisch, reinem Speck, mit Sauerkraut und „geriebenen" Knödeln, Abends aus Suppe und, wo es die Verhältnisse gestatten, aus einem Maßkruge Bier, den jedoch in den meisten Fällen der Bauer am Spieltische in dem Dorfkruge allein zu leeren pflegt.

Von diesem Speiseprogramme wird das ganze Jahr nicht abgegangen, es vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht.

Das „Dreschen" dauert in der Regel den ganzen Winter hindurch, und beschäftigt so Mann wie Weib.

Eine weitere Winterarbeit des männlichen Geschlechtes ist das „Spanstößen"; im Böhmerwald, wo das Familienleben noch an patriarchalische Einfachheit grenzt, wird noch in vielen Bauernstuben anstatt des Petroleums der Buchenspan gebrannt, der mit seinem trübflackernden, raucherzeugenden „Sponliacht" das Gemach nur spärlich erhellt. Aus ausgemusterten Buchenscheitern werden diese meterlangen Späne mittelst des „Sponhobels" gestoßen, wobei sie sich halbmondförmig krümmen, dann werden sie auf die „Dörre" gelegt, damit sie dürr werden, dann auf den „Sponleuchter aufgesteckt" und angezündet. Bei diesem Lichte wird das Abendessen gekocht und gegessen, werden Geschichten und Sagen erzählt, Volkslieder gesungen, bei diesem Lichte schnurrt das Spinnrad, surrt die Haspel und kichert das „Diandl" und witzelt der „Bua".

Man sieht, das Volksleben im Böhmerwalde ist die reinste Voß'sche Idylle.

Während die Männer so für das „Nochtliacht" sorgen, sind die Weiber für das Wohl ihrer Erhalter bedacht: sie hecheln und spinnen den Flachs, zausen die Wolle, krämpeln und spinnen dieselbe, stricken Strümpfe und Socken, flicken die „Pfoad", die Hose und den „Stumpf" (Strumpf), schleißen die Federn und kochen das Essen. Dafür aber muß der Mann etwas verdienen: er setzt sich auf die „Hoazlbank" (Holzbank) und „schneidet" (erzeugt) Resonanzholzbretter, er stellt sich zur „Hoizlbank" und stößt den Zündhölzchendraht, der ihm ein

„schönes“ Geld in's Haus bringt, oder er geht in den Wald hinaus und „macht“ Brennholz, das er auf dem Handschlitten, schwer beladen, nach Hause zieht, oder stümmelt von den Fichten und Tannen die überzähligen Aeste, um ein „Grossat“ (Reisig) zu bekommen, das er dann zu Hause im Schupfen „schnoitet“ (zerhackt), um auf diese Weise für sein Hausvieh eine nutzbringende Streu zu erzeugen.

Auf diese Art ringt der Wäldler mit dem ihm mit aller Macht an den Leib rückenden Winter, der Kampf um's Dasein ist schwer und bitter, allein er endet mit dem Sieg über die elementare Gewalt, im häuslichen Frieden, im Kreise der lieben Angehörigen, am heimatlichen Herde, durchdrungen von dem wahren Geiste der ihn treu begleitenden Stubenpoesie läßt er die rauhe Jahreszeit an seiner Hütte vorübergehen, freut sich mit seinen Kindern am heiligen Christabend, tanzt mit seiner Alten am Fasching-Dienstage und bewahrt sich so sein lebensfrohes Treugemüth, bis ihn der letzte Winter ruft zum einstigen großen Auferstehungstage . . .

Allerheiligen und Allerseelen.

Die Jahreszeiten haben im Böhmerwalde ihre eigenen Reize. Im Frühlinge labt sich das Auge an den grünen Waldeshallen und an dem lieblich-bunten Blumen-

gewande der Wiesen und grün bekräuterten Thäler und Auen. Im Sommer entzücken die reifenden Feldfrüchte, sowie die mächtigen, duftenden Heuschober und das hellschallende Glockengeläute grasender Waldherden. Der Herbst ergießt über Berg und Thal jene unsagbar stille Ruhe, die unser Herz so tief und gewaltig ergreift, daß wir still in uns versunken auf den luftigen Berggipfeln stehen und träumen — träumen von Schönheit und Vergänglichkeit. Und wer endlich die großartige Majestät und mächtige Thatkraft des Winters bewundern will, der hülle sich in warme Pelze ein und besuche um Weihnachten den Böhmerwald. Wem da nicht seine Seele vor Bewunderung und Staunen über die Großartigkeit der Winterlandschaft aufthaut, dem lächeln auch sicherlich umsonst die anmuthigen Reize des jugendlustigen Lenzes. So weit das Auge schweift — im weiten, unermeßlichen Raume schimmern Berge und Thäler, Ortschaften und Wälder im schönsten, reinsten Weiß der Schneedecke. Tausendfältig brechen sich in den kleinen Schneekrystallen die Strahlen der mattleuchtenden Wintersonne und diese Brechung erzeugt jenes geheimnißvolle Schimmern und Flimmern, Glänzen und Funkeln der Schneehülle, das sich die Wäldler nicht zu erklären vermögen und das unser Herz so eigenthümlich anmuthet. Und senkt sich dann die Abendsonne in West's Gefilde, dann zerfließt sie in ein feurig Strahlenmeer und vergoldet zum letzten Abschiedsgruß das ganze schwachbewölkte Himmelszelt und die schneebereiften Bergwälder. Dann kommen die gold'nen Sternlein mit ihrem holdlächelnden Hirten langsam am Himmelsbogen heraufgezogen und

funkeln so feurig und so hell und klar durch die lautlose Winternacht und küssen mit ihren Strahlen die gefrornen Schneekrystalle, während der Vollmondschein in wunderbar prangender Schöne so hold auf der Erde Ruhethal herniederblickt, wie das Auge der Mutter freudetrunken auf dem schlafenden Säuglinge ruht.

Ebenso schön wie die einzelnen Jahreszeiten sind auch die Uebergänge von einer Jahreszeit zur anderen. Der Herbst dauert im Böhmerwalde nicht lange. Mitte October meldet sich bereits der Spätherbst an und zu Allerheiligen zieht schon der Winter über Berg und Thal, um daselbst bis beinahe Mai seinen Aufenthalt zu nehmen. Schon in den letzten Octobertagen ist der Himmel in einen undurchdringlichen, grauen Wolkenschleier eingehüllt, der bald strömenden Regen, bald wirbelnde Schneeflocken zur Erde entsendet. „Uilaheilig'n is do!" sagt der Böhmerwäldler, und setzt sich zum wärmenden Ofen und raucht behaglich sein Pfeifchen. Und Allerheiligen ist im Böhmerwalde ein ernstes und erhabenes Fest, ein Freudenfest für Arme und Reiche.

Allerheiligen und die acht vorhergehenden Tage sind im Böhmerwalde unter dem Namen „Soiwicktog'" bekannt. Da nehmen die ärmeren Wäldler ihre „Soiwicksäcke" und wandern in dichten Scharen nach Bayern „in d' Soiwick hinaus". Die „Soiwick" erinnern noch an den altheidnischen Brauch, demzufolge unsere Ahnen ihren Verstorbenen verschiedene Eßwaaren als Wegzehrung in's Grab mitgegeben haben.

Die uralte Sitte hat sich in einzelnen Gegenden noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Und so ist es

noch heutzutage im Böhmerwalde Sitte, daß die reicheren Wäldler zu Allerheiligen für die ärmeren die sogenannten „Soiwick“ (Seelenwecken) backen und sie unter die „Soiwickgeher“ vertheilen. Diese ziehen von Dorf zu Dorf, von Gehöft zu Gehöft und bekommen in jedem Hause fünf bis acht Seelwecken. Die „Seelwecken“ kommen in die nach ihnen benannten „Soiwicksäcke“ und werden auf dem Rücken nach Hause getragen. Reichbeladen kehren die „Soiwickgeher“ in ihr Heimatsdorf zurück und ernähren sich beinahe den ganzen Winter hindurch in Ermangelung des Brotes von den „Seelwecken“.

Auch für die Kinder sind die „Soiwicktog’“ Tage der Freude. Am Allerheiligentage kommt die Taufpathin, im Böhmerwalde „Dodfrau“ genannt, und vertheilt unter ihre Pathenkinder die sogenannten „Soiwickstrizl“. Das ist denn eine große Freude der Kinder. Mit wachsender Sehnsucht haben sie dem Nahen des ersten Novembertages entgegengesehen und nun wurde ihr Hoffen mit Erfüllung und Befriedigung gekrönt; aber wehe, wenn es hie und da eine „Dodfrau“ mit dem „Soiwickstrizl“ nicht so genau nimmt und auf die hoffenden Pathenkinder vergißt! Da ziehen Schmerz und Kränkung ein in’s kindliche Gemüth und helle Thränen entperlen den frischen Aeugelein. Auch die Eltern des Kindes schmerzt es, und nicht selten ist so ein Verstoß gegen die althergebrachte Sitte die Ursache lebenslanger Zwistigkeiten und Feindseligkeiten zwischen bekannten Familien.

Der Allerheiligentag ist ein Fest der Freude. Nachmittags gehen die Wäldler entweder in die Dorfschenke oder in „d’ Häusa“ und unterhalten sich bis zum

Abend. Abends jedoch begibt man sich bald nach Hause, denn die Allerseelennacht bricht an, und die Allerseelennacht ist eine „Losnacht". Da kehren nach dem Volksaberglauben die Todten aus ihren Gräbern in ihre Häuser zurück und nehmen nochmals Abschied von ihrem Heim, wo sie einst so glücklich gelebt hatten. Die „armen Seelen" stellt man sich als „verdammte" und „erlösungsfähige" vor. Die ganz „verdammten" sind „kohlschwarz" und müssen aus dem Fegefeuer in die Hölle wandern.*) Diese werden von den Wäldlern gefürchtet und deshalb besprengen sie sich vor dem Schlafengehen mit Weihwasser, daß ihnen die verstoßenen Seelen ja nichts anhaben können. Die „erlösungsfähigen" armen Seelen sind entweder „ganz weiß", und haben demnach ihre Sünden im Fegefeuer abgebüßt und können also in den Himmel einziehen, oder sie sind nur zum Theile „weiß", und müssen also demnach noch so lange im Fegefeuer „braten", bis sie ihre Sünden abgebüßt haben. Wenn eine „arme Seele" nur noch ein einzig weißes Fleckchen hat, so kann sie noch „in den Himmel kommen". — Vor dem Schlafengehen beten die Wäldler den Rosenkranz und die Litanei für alle armen Seelen, und beginnen und wiederholen dasselbe Gebet auch in mitternächtlicher Geisterstunde, wenn die Kirchenglocken „der armen Seelen Einzug in die Kirche" verkünden und die Schläfer zum Gebete für die Verstorbenen ermahnen. Wie dumpf und schauerlich klingen sie durch die stille Winternacht! Wie mächtig mahnen sie an die Vergänglichkeit alles Irdi-

*) So meint der Volksaberglaube, während die Kirche dieselben sogleich in die Hölle wandern läßt.

schen und wie traurig wird bei ihren Feiertönen unser Herz gestimmt! Das Geschäft des Läutens ist Sache des Küsters. Dieser betritt um keinen Preis die Schwelle der Kirche, bevor er sich nicht mit Weihwasser besprengt hat. Denn die „armen Seelen" würden ihn nach dem Volksaberglauben „in tausend Stücke zerreißen", wenn er ungeheiligt des Heiligthums Räume beträte. Auch nimmt er sich mehrere Männer zur Schutzbegleitung mit. Scheuen Blickes und bebenden Schrittes besteigen sie das Glockenhaus und wenn sie die „armen Seelen eingeläutet" haben, verlassen sie ebenso furchtsam und mit dem Hochaltare zugewendeten Gesichte die Kirche. Die Gläubigen aber verlassen ihre Lagerstätten und beten während der feierlichen Klänge der Kirchenglocken den Rosenkranz.

Die armen Seelen bleiben von Mitternacht bis zur folgenden Mitternacht in der Kirche und ziehen dann entweder in den Himmel ein, oder sie wandern in die Hölle und in's Fegefeuer. Am Allerseelentage werden die Gräber der Todten mit Blumenkränzen und „Wachslichtern" geschmückt und der Pfarrer „liest" in der Kirche ein feierliches Todtenamt. So gestalten sich die zwei aufeinander folgenden Festtage im Böhmerwalde: Allerheiligen ist ein Tag der Freude — Allerseelen ein Fest der Trauer. Die Volksgebräuche sind urwüchsig in ihrer Art und erinnern noch recht lebendig an die Gebräuche alter Zeiten und vergangener Völker. Die ältesten Zeiten der Kirche kannten kein „Allerseelenfest". Thatsache ist es, daß schon Griechen, Römer und Juden den Sterbetag ihrer Verstorbenen feierten. Die ersten Christen feierten den Sterbetag ihrer Verstorbenen durch

Gebet, Opfer und Abendmahl. Da aber nicht jeder Todte lebende Verwandte und Freunde hatte, so beging der Abt des Klosters Clugny, namens Odilo, seit 998 eine allgemeine Todtenfeier für alle Verstorbenen, indem er am Tage nach Allerheiligen ein Traueramt für dieselben abhielt. Diesem Beispiele folgten sodann alle Klöster und Kirchen, und so entstand das Fest „Allerseelen". Auch die „Seelenwecken" beziehen sich auf dieses Fest. In den Kirchen wurden die Todtenglocken geläutet und die Todtenlitanei gebetet, und beide Gebräuche finden wir noch heutzutage im Böhmerwalde.

„Niclo."

Schon herrscht im Gebirge tiefer Winter. Bäche und Schwellen sind zugefroren und der schwarz-graue Wolkenschleier entsendet mit unaufhörlicher Consequenz die tanzenden Flocken in die Waldlandschaft. Bäume, Sträucher und Hecken sind von der weißen Schneehülle umkleidet und dichte Schwärme von Krammetsvögeln durchziehen mit heiserem Geschrei die öde Flur und nehmen gierig Besitz von den gereiften, sauren Beeren der Ebereschen. — Es kommt der „Niclotog". Wie allerorts, so ist auch dieser Heilige bei den Bewohnern des Böhmerwaldes im besten Angedenken. Nur sind die einzelnen sich an diesen Namen knüpfenden Bräuche viel urwüchsiger und echt volksthümlicher Art. Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß die Wäldler mit unglaublich zäher Festigkeit an den überlieferten Gebräuchen

ihrer Vorfahren festhalten, während sich der Städter nach den culturellen Verhältnissen zu richten weiß. Deshalb kommt es auch, daß der Städter des Volkes Leben und Gebahren mit Hohnlächeln betrachtet, wie sich's auf anderer Seite wieder die Bauern nicht erklären können, daß der „Stodherr" gar so „überg'studirt" sein kann, daß er ihre „natürlichen" (!) Sitten gar so verblüfft anstaunt und dieselben nicht zu deuten vermag.

„Heut kimmt da Niclo!" sagt die Wäldlerin zum ausgelassenen Jungen, zum eigensinnigen Mädchen. Welch' eine Wirkung dieser Worte auf das kindliche Gemüth! Aus dem wilden Rangen wird das zahmste Bübchen und das trotzige Mädchen verwandelt sich in die ergebenste Dulderin. Denn mit dem „Niclo ist nicht gut spaßen", und mit den Kindern versteht er schon gar keinen Spaß! Man hat den Kindern viel Erschreckendes, aber auch viel Erfreuliches vom „Niclo" erzählt, und ihr Glaube an denselben ist ein unerschütterlicher. Schon einige Tage vor Nicolaus bemerkt man im Wesen des Kindes eine auffällige Veränderung: Es betet willig sein Morgen- und Abendgebet, besucht gerne die Schule und befolgt getreulich der Eltern Befehle und Anordnungen.

Am Vorabende des „Niclotages" „geht der Niclo um". Der Knecht oder der älteste Sohn des Hauses spielt die Rolle des „Niclo". Um sich den Kleinen unkenntlich zu machen, bedeckt er das Gesicht mit einer Larve; den Kopf ziert eine steifpapierne Bischofsmütze, welche bunt bemalt ist, und ein weißes Hemd vertritt das reine Priesterkleid. In der Hand hält er einen mit irgend einer Farbe „angestrichenen" Stab, den

Hirtenstab. Der „Niclo" erscheint jedoch nicht allein, sondern in Begleitung des Teufels und zweier Engel. Der Teufel ist scheußlich gekleidet. Schwanz, Hörner und eine glühend-rothe, lange Zunge dürfen an seinem schwarzen Costüm nicht fehlen. Den hinkenden Gang des wahrhaftigen Satanas muß der Darsteller dieser Rolle gut nachahmen. In der Hand hält er eine lange Ruthe und eine schwere Eisenkette, womit er die unfolgsamen Kinder peitscht und in die Hölle schleppt. Die Furcht vor dem Teufel ist so groß, daß die Kinder zur Zeit der Dämmerung um keinen Preis mehr die Stube verlassen. Sie glauben entschieden auf den wahrhaftigen Satan und an eine Entführung in die Hölle, an eine unfreiwillige Höllenfahrt. Deshalb beten sie tagsüber recht fleißig, daß ihnen der Gottseibeiuns am Abend ja nichts „anhaben" kann. — Die zwei Engel erscheinen ganz weiß und führen Körbchen oder „Maschen" mit sich, aus denen sie die braven Kinder auf Befehl des „Niclo" mit Süßigkeiten und andern erfreulichen Sachen beschenken. Die Engel werden durch zwei Mädchen dargestellt.

Der Abend bricht an. Schon erleuchtet das kleine Petroleumlämpchen mit düsterem Schimmer das Gemach. Das Hausgesinde sitzt erwartungsvoll auf den Bänken herum und die Kinder suchen sichere Zuflucht im Tischwinkel und erwarten mit bangender Seele und doch wiederum mit geheimer Freude den „Niclo". Da auf einmal entsteht im Vorhause ein Getöse und Gepolter, daß es durch das ganze Haus schallt und kracht. Ketten rasseln, Glöcklein klingen, Thüren klappern, Kinder zittern — jetzt pocht es mit Ungestüm an die Thür — sie springt

auf — und der Niclo erscheint in Begleitung des Teufels und der zwei Engel am Eingange. Während sich der „Niclo“ ganz ruhig verhält, stürmt der rasende und polternde Teufel wuthentbrannt auf die Kleinen zu. Mit dröhnender Stimme schreit er: „Loßt's ma dö Kinda!“ Diese fallen schreckensbleich auf die Knie, falten ängstlich die Hände zum Gebete und sprechen ein Vater=unser nach dem andern. Zeitweilig unterbrechen sie das Gebet und rufen die Mutter gegen den tollen Teufel zu Hilfe: „Muada, Muada, hoifts uns; steht's füa!“ Die Mutter vertheidigt alsdann die Kinder, indem sie sich vor dieselben stellt und den einstürmenden Satanas abzuhalten sucht. „Weads brav sa?“ schallt jetzt des Teufels Stimme, begleitet von heftigem Kettengerassel. „O jo, wia wean brav sa!“ wimmern die Kinder zurück. „Wenns brav sa weads, so wia i eng nix thoa! Owa miakts engs, do unt' im Woid bin i vasteckt; wenn i wos höa von eng, glei bin i do und z'reiß eng af tausnd Fetzn! Vastond'n?!“ — „O jo, wia wean brav sa!“ versprechen die Kinder. — Jetzt läßt der Teufel nach und der Niclo nähert sich mit den Engeln den Kleinen, gibt ihnen heilsame Lehren für's Leben und fordert sie auf, ein gottgefälliges Leben zu führen. Alsdann theilen die zwei Engel die „Niclogeschenke“ unter den Kleinen aus. Aepfel, Nüsse, „Kletzen“, Semmeln bekommen die „braven“, Ruthen und „Papierknödel“ die „schlimmen“ Kinder. Haben sie vorher aus Furcht vor dem Teufel gebetet, so beten sie jetzt aus Dankbarkeit für die „guat'n Soch'n“, die ihnen vom Nicolo bescheert wurden. Ruhig und süß schlummern sie dann ein und träumen wohl

die ganze Nacht von dem wunderbaren Ereignisse. — So die Sitte des „Niclogehens“ im Böhmerwalde. Pädagogisch ist sie zwar nicht, aber originell in ihrer Art. Ihr Ursprung ist ein uralter und knüpft sich an den Bischof von Myrha, Namens Nicolaus, was so viel wie Volkssieger bedeutet, der zu Patera in Lycien geboren wurde und sich im Concil zu Nicäa im Jahre 325 als eifriger Kämpfer gegen die Arianer hervorthat. Nach seinem Tode war er schon mehrere Jahrhunderte im Morgenlande und hie und da auch schon im Abendlande als Heiliger verehrt worden, und heute zählt er zu den Hauptheiligen der katholischen Kirche.

Weihnachten.

Weihnachten, das Fest der Freude, des Jahres schönste Festzeit, ist nahe. Jung und Alt, Arm und Reich, Vornehm und Niedrig freut sich auf die heilige Christnacht, auf das Christkind, das in die armseligste Hütte ebenso liebreich einkehrt, wie in den herrlichsten Palast und in die Herzen der Menschenkinder Balsam der Zufriedenheit träufelt. Deswegen wird die heilige Weihnacht auch so sehnlich erwartet und ebenso freudig begrüßt. Sie nimmt des alten Jahres Menschenkummer mit in den Schoß der Vergangenheit und streut neuen Samen der Freude und des Glückes auf die Pfade des des neueinbrechenden Jahres. Der Städter wie der Dörfler, der Wäldler wie der Aelpler, der Strandbewohner

wie der Insulaner begeht das Fest der heiligen Christnacht nach althergebrachter Ahnensitte. Rührend schön und erhaben gestaltet sich das Weihnachtsfest im Böhmerwalde. Es fällt der erste Schnee. Im lustigen Tanze wirbeln die Flocken zur Erde hernieder und weben derselben das schönste Winterkleid. Der Vater steht am Fenster und sieht dem lustigen Flockenspiele und dem Treiben der Jugend zu, die sich des Schneefalles nicht genug freuen kann. Kommt doch jetzt der Winter und mit ihm Schneeball, Schlittenfahrt, Eislauf und Weihnachten! — Schneeball, Eislauf und Schlittenfahrt spielen in erster Zeit freilich die Hauptrolle und erfreuen das kindliche Gemüth auf mancherlei Weise. Doch im Hintergrunde all' dieser Belustigungen winkt das schöne, vielverheißende allseitig beglückende Fest der heiligen Weihnacht und entflammt das Kindesherz im Strudel inniger Lebensfreuden zu wahrer Glückseligkeit. — Freilich spielt hier das Unlustgefühl „Erwartung" eine bedeutende Rolle. Denn von Allerheiligen bis Weihnachten liegt noch eine lange Zeit und das sehnsüchtige Verlangen auf baldigste Ankunft des Christkindes mit seinen reichlichen Gaben übt oftmals auf des Kindes Seele einen Druck aus und hemmt dessen Vorstellungskreise in ihrer gegenseitigen Wechselwirkung. Aber immer wieder flammt das Lustgefühl „Erfüllung" aus dem Dunkelzustande der Erwartung auf wie ein Sternlein, das oft von der dahinsegelnden Wolke verdeckt wird und doch wiederum auf Augenblicke rein und hell auf die nächtlichen Gefilde hernieder lächelt. Draußen wirbeln die Schneeflocken zur Erde hernieder; des Abends tiefes Dunkel verwandelt sich soeben in

nächtliche Finsterniß und der eisigkalte Nord heult im Schornsteine und rüttelt mit Ungestüm an den Fenstern. Drinnen im Stübchen steht der große Kachelofen und erwärmt das Gemach. Auf der Ofenbank sitzt die Großmutter, um sie herum die kleinen Enkel und lauschen mit Andacht und Spannung, was ihnen die Großmutter erzählt. Auf den Bänken sitzen die Mädchen und spinnen. Gemüthlich raucht der Hausherr sein Pfeifchen und die Mutter hat bald das und jenes zu thun. Da ertönt plötzlich aus einem Munde die Stimme: „Nal, erzählts was!“ Nun schallt es von allen Seiten; „Ja, ja, erzählts was!“ Das ist ein Jubel für die Kleinen. „Vom Christkindl, vom Christkindl, Nal, vom Christkindl wollen wir hören!“ so schreien sie flehend unter einander. Die Großmutter räuspert sich einige Male und erfüllt sodann die Bitte der Enkel, indem sie vom „Christkindl“ erzählt. Feierliches Schweigen waltet während der Rede der Großmutter im Stübchen. Diese erzählt nun ungefähr Folgendes: „Ja, meine lieben Kinder, das heilige Christkind ist gar ein liebes Kind. Es wurde in einem Stalle geboren. Josef war sein Nährvater und die heilige Maria seine Mutter. In der Stunde, als es auf die Welt kam, ging ein Stern am Himmel auf. Die drei Weisen aus dem Morgenlande sahen diesen Stern und gingen ihm nach. Da plötzlich blieb der Stern stehen, wo das Christkind geboren wurde. Die drei Weisen gingen in den Stall hinein und brachten dem Kindlein Opfer dar und beteten es an. Auch die Hirten in der Heide erfuhren von einem Engel die Geburt des Christkindleins. Auch sie kamen herbei und beteten es an. Da war in Jeru-

salem ein grausamer König, der hieß Herodes. Dieser trachtete dem Christkindlein nach dem Leben und befahl, daß alle Kinder im Alter von ein bis sechs Jahren im ganzen Lande mit dem Schwerte hingerichtet werden sollen. Aber ein Engel brachte Maria diese Botschaft und sie entfloh mit ihrem Kindlein und mit Josef nach Egypten. Alle Kinder, die im Judenlande lebten, wurden unschuldig hingerichtet. Herodes wurde von Gewissensbissen gepeinigt, bis ihn endlich der Teufel holte. Jetzt sitzt er in der Hölle auf einem brennenden Sessel. Wieder brachte derselbe Engel Maria die Botschaft von dem Untergange des Herodes und die heilige Jungfrau kehrte wieder nach Bethlehem zurück. Das Christkindlein aber wurde größer und nahm zu an Alter und Weisheit." — So die Großmutter. Diese naive Erzählung wird sehr ausgeschmückt. Sie ist dem Inhalte des „Christkindspieles" entnommen. — Das „Christkindspiel" — in allen deutschen Gauen bekannt — ist ein dramatischer Aufzug, die Geburt und Flucht des Christkindes nach Egypten darstellend. Maria mit dem Kindlein auf den Armen, Josef, die drei Weisen aus dem Morgenlande, die Hirten, Herodes und der Teufel spielen die Hauptrollen. Das Spiel wird von Dorfburschen und Dorfmädchen costümirt und im Dialect etwa acht Tage vor Weihnachten in der Dorfschenke aufgeführt. Der Andrang des Volkes ist sehr groß. Die ergreifenden Scenen machen auf die Zuschauer einen so mächtigen Eindruck, daß beinahe kein Auge thränenleer bleibt. Der Teufel ist besonders schrecklich costümirt: ganz schwarz, mit einer langen heraushängenden Zunge, wulstigen, glutrothen Lippen, zwei große Hörner

und einen langen, schwarzen Schwanz. Mit einer klirrenden Kette erscheint er vor Herodes und trägt ihn in die Hölle. — Die „Christkindspieler" wandern von Dorf zu Dorf und spielen gegen Zahlung. Ueberall werden sie mit Jubel empfangen und freundlich bewirtet.

Eine andere, ebenso sehr geübte Sitte ist das „Christkindleinbeten". Kaum beginnt der Morgen zu grauen, so verlassen die Kinder ihre Bettlein und „legen sich zur Mutter". Dort schmiegen sie sich fest an die Theuere und bitten, sie möge ihnen doch sagen, was denn das Christkindl Alles bringen werde. „Goldene Nüsse, Lebzelten, Aepfel, „Zuckerkranzl", „Semmiradl", „Klezen", einen „Christbam", „Bernsoft", und „uis und uis" (Alles und Alles) — lautet die Antwort. Man kann sich der Kleinen Freude nicht vorstellen, die beim Nennen dieser Sachen in ihre Herzen einzieht. „Aber da müssen wir ja recht fleißig beten zum Christkindl," entgegnen sie. „Freilich müßt Ihr das, sonst bringt Euch das Christkindl nichts," lautet die Antwort. „Bete uns vor, wir beten nach." — Nun betet ihnen die liebe Mutter vor und die Kinder beten nach. Dieses „Christkindleinbeten" wird bis zu Weihnachten tagtäglich geübt. Der heilige Abend ist endlich angekommen. Da sieht man nun die Kinder den ganzen Tag auf der Gasse. Sie „machen dem Christkindl Bahn", damit es mit seinem goldenen Wäglein und seinen zwei kleinen Pferdlein recht bequem zum Hause gelangen könne. Die Pferdlein müssen aber auch Futter haben; deshalb wird auf die Bahn Heu gestreut. — Der Abend bricht endlich an. Es ist ein heiliger, festlicher Abend. Alle Hausbewohner sitzen in

der festlich geputzten Stube beisammen und erwarten das „heilige Ombessn“ — d. i. das heilige Abendessen. — Endlich wird der Tisch gedeckt und die Mutter trägt die volksthümlichen Gerichte auf: Kaffee, „Strizl“, „Zwetschkenwoika“ u. dgl. m. Der Vater spricht das Tischgebet vor. — Jetzt wird der „Strizl angeschnitten“. Das erste Stück wird in den Hausbrunnen geworfen, damit derselbe niemals versiege. Das zweite Stück bekommt das Vieh, damit es nicht verhext werden könne. Die Christnacht ist so heilig, daß es selbst den Thieren vergönnt ist, in der Mitternachtsstunde sprechen zu können, was schon so mancher mit eigenen Ohren gehört haben will. So erzählt man sich folgende Sage: Ein Knecht wollte sich überzeugen, ob es wahr wäre, daß das Vieh in der Christnacht zu sprechen beginne. Er legte sich unter den „Ochsenborn“ und als man um zwölf Uhr in der Kirche zur Mette läutete, hörte er plötzlich zwischen den Ochsen folgendes Zwiegespräch: „Bruder, wir werden heuer noch eine schwere Arbeit zu verrichten haben!“ „Was denn?“ Wir werden unseren Herrn zum Friedhofe hinaus führen!“ — In drei Tagen nachher starb der Hausherr. Nach dem „heiligen Ombessn“ gehen die Wäldler in die Mette. Die Mette allegorisirt der Böhmerwäldler als lange, hagere Frau, die an die Fenster kommt und in die Stube hineinruft: „Alte veten! Gehst in d' Metten!“ Bevor man noch in die Mette geht, „meldet sich das Christkindl an“. Der Vater läutet draußen mit einem Glöcklein, klopft bald an dieses und bald an jenes Fenster und bläst auf einem Kindertrompetchen. Die Kinder, sobald sie dies hören, fallen auf

die Knie und beten mit gellender Stimme ein Vaterunser nach dem andern. Endlich „zieht das Christkindl fort", um sich in den andern Häusern anzumelden. Die Kinder werden jetzt unter dem Vorwande, das Christkindl beim „Einlegen" nicht zu stören, in's Bett gebracht. Burschen und Mädchen gehen mittlerweile in die Kirche. Vater und Mutter spielen die Rolle des Christkindes und „legen ein". Schon am Nachmittage war der Vater im Walde und holte ein Tannenbäumchen. Auf den Christbaum werden nun allerlei Dinge gehängt, die das kindliche Herz zu erfreuen vermögen. Ist der Christbaum hergerichtet, so werden die Wachskerzchen angezündet und die Kleinen geweckt. Welch' ein unbeschreiblicher Jubel! Lachen, Hüpfen, Springen, Tanzen, Händeklatschen, Schreien, Beten und Danken: Das sind die ersten Ausbrüche der Freude. Nachdem sie all' die schönen Sachen hinlänglich bewundert, werden sie abermals zu Bette gebracht, wo sie dann holdselige Träume vom Christkindl umschweben. Die heilige Christnacht ist eine „Losnacht". Wenn man auf einen Kreuzweg geht, dort mit geweihter Kreide einen Kreis macht und sich in die Kreisfläche stellt, so kann man „lusen" — hören — und erfährt von den Geistern alle im kommenden Jahre über die Familie hereinbrechenden Ereignisse. Aber wehe, wenn man über den Kreis hinaustritt, da wird man — so erzählt nämlich der Volksaberglaube — von den den Kreis umschwärmenden Hexen und Geistern „auf tausend Stücke zerrissen". Das „Lusen" ist eine uralte Sitte und ebenfalls in allen deutschen Landen bekannt. Die silberhaarigen Greise wissen darüber Wunderbares und Haar-

sträubendes zu erzählen. Andere Losnächte sind noch: die Allerseelennacht, Sylvesternacht und heilige Dreikönigsnacht — die Rauchnacht. — Der erste Weihnachtstag wird festlich begangen. Da werden die besten Kleider angezogen und die besten Speisen auf den Tisch getragen. Vormittags eilt Alles in's „Omt“ — d. i. in's Hochamt — Nachmittag geht man „in d' Häuser“ — d. i. in die Nachbarshäuser — und erzählt sich gemüthliche Geschichten und schnurrige Märlein. Der zweite Weihnachtstag heißt „Stefflstog“. Da nehmen die Kleinen die Stöcke zur Hand, schreiten, auf dieselben gestützt, im Zimmer langsam auf und ab und singen: „Bruada Steffl, kimm boid nocha, wern ma uns a Suppn kocha, d' Schüssln und d' Löffln nimmst Du zu Dir, d' Suppn und d' Hefa hon i bei mir.“ Dann sehen sie sich verwundert an und sagen: „Hm, hm!“ Am „Stefflstag“ verlassen die Dienstboten ihren Dienstort, um bei einem anderen Dienstgeber „einzustehen“. Weinend nehmen sie Abschied von ihren Dienstgebern und bitten dieselben, ihnen nichts Schlechtes „nachzusagen“. Nachmittags werden die „Dirndln“ von den „Buam“ „eingeweist“ — d. i. zum Biere geführt. — Da unterhalten sich die Liebespaare bei Bier und Gesang die ganze Nacht, bis endlich der nächste Morgen zu grauen beginnt und die Lustigen ermahnt, daß die Tage der Ruhe vorüber sind und die der Arbeit anbrechen. Alsdann verlassen sie singend das Wirtshaus und begeben sich nach Hause. Hat ein Bursche gerade kein definitives Liebchen, nun, so „kommt es ihm gar nicht darauf an“, zwei oder noch mehr Mädchen zum Biere zu führen. Freilich trübt

dann in derlei Fällen manche geheime Eifersüchtelei der Dorfholden die sprudelnde Lustbarkeit. So kommen, so gestalten und so vergehen die schönen Weihnachtstage in den rauschenden Gefilden des Böhmerwaldes, der noch wenig mit der Alles umgestaltenden Cultur in Berührung trat; ein gesunder, kerndeutscher, biederer und treuherziger Volksstamm bewohnt seine Berge und Thäler und hält fest an den Urgebräuchen seiner Vorfahren, an den Ursitten, die so einfältig einestheils, und doch so rührend schön anderentheils sind.

Ein Neujahrsbild.

Im Böhmerwalde gibt es einen halbjährigen Winter, während auf die eigentlich schöne Jahreszeit nur vier bis fünf Monate kommen. Daher erklärt sich die Erscheinung, daß die Wäldler den Winter als lieben Gast begrüßen und sich in seiner Gegenwart recht wohl fühlen. Die schönsten Feste, reich an eigenartigen Bräuchen und Sitten, fallen in die herrliche Winterszeit, und das mag wohl auch einer der Hauptgründe sein, warum die Waldsöhne ihren Winter so sehr lieben. Und schön ist der Winter des Böhmerwaldes auch! So weit die Blicke gleiten: allum ein weites, endloses Schneefeld, aus dem die Dörfer mit ihren Kirchthürmen wie freundliche Oasen aus ungeheueren Wüsten herauslugen. Die dunkelgrünen Tannen- und Fichtenwälder stehen ernst und schweigend,

keine Nadel bewegt sich, ruhig und stolz tragen sie die schwere Schneelast, die sich auf ihren Zweigen und Aesten angehäuft. Die Straße entlang ertönt helles Schellengeläute, Pferdegewieher, Kindersang und Hahnenruf, die Rauchfänge des Dorfes entsenden dichte Rauchqualme in die nebeldüstere Winterluft, hin und wieder verirrt sich ein eisiger Schneeball in eine Fensterscheibe, die dann mit hellem Klirren Schutz in der warmen Bauernstube sucht zum Aerger des Bauers.

Ja in der Bauernstube! Da waltet warmes, liebeverschöntes Leben! Vater und Mutter gehen stillvergnügt ihren Geschäften nach, die Spindeln schnurren, Haspeln surren, die Flammen purren, Mägde und Burschen jodeln und „feazln“ (witzeln) um die Wette, und um den Großmutterstuhl stehen die Kinder, um sich vom „Christkindl“ erzählen zu lassen.

So verleben die Böhmerwäldler den Winter in geselliger Freude und beglückender Liebe. Frohsinn und Zufriedenheit herrscht fast in jeder Hütte, das himmlische Band der Nächstenliebe verbindet und verschwistert das ganze Dorfvolk.

Schön und einfach-erhaben gestalten sich die Volksfeste im Böhmerwalde. Ich sage mit Vorbedacht Volksfeste, denn solche sind alle kirchlichen und historischen Feste, die im Böhmerwalde gefeiert werden. Und obenan stehen ob ihrer romantischen Anmuth und Ursprünglichkeit die Winterfestzeiten, die mit Allerheiligen eingeleitet werden, in den drei Weihnachtsfesten ihren Glanzpunkt erreichen und mit dem grünen Osterfeste ihren Abschluß finden. Zu den drei Weihnachtsfesten gehören nun die heilige

Weihnacht, das Neujahr und die „Rauhnacht“, das Dreikönigsfest. Und vom Neujahr soll hier die Rede sein.

Eingeleitet wird das Neujahr mit dem „Sylvesteromd“. Der Sylvesterabend gehört zu den „Losnächten“ des Böhmerwaldes, deren man allhier fünf kennt: die Allerseelennacht, die Andreasnacht, die Christnacht, die Sylvesternacht und die Dreikönigsnacht („Rauhnacht“).

Die Sylvesternacht ist die schwächste Losnacht, während die „Rauhnacht“ die stärkste ist. In der „Rauhnacht“ verlegt die ganze Höllenbrut ihren Schauplatz auf die Erde, wo sie auf Kreuzwegen, Bergspitzen und Waldwiesen, in Schornsteinen und Ofenlöchern ihr grauenerregendes Unwesen treibt; in der Sylvesternacht hingegen hat man keine Hexereien zu fürchten, da kann man sich ganz unbesorgt dem Genuß der Freude und des Vergnügens hingeben, denn der Gründe gibt es genug, sich zu freuen: Das alte Jahr mit seinem Kummer und unerfüllten Wünschen sinkt in den Schoß ewiger Vergangenheit, während ein neues Jahr wie ein goldlockiges Christkindlein voll Hoffnungsreichthum in die Welt zieht. — Der Sylvesterabend gilt im Volke als der „zweite“, „kleine“ heilige Abend. Demgemäß muß er auch wie der heilige Abend gefeiert werden, freilich nicht so festlich wie sein Vorbild, sondern etwas einfacher. Der ganze Tag trägt Festtagsgepräge. Die Dirnen scheuern und bügeln, die Männer bereiten Holz und Häckerling, während die Bäuerin den „Zopf“, den „Neujahrsstrizl“ bäckt. Ohne „Zopf“ gibt es kein Neujahr, das ist gewiß, und ein guter Zopf muß es auch sein: muß „morb“ (mürbe) sein, muß „a Forb’“ haben,

muß „Weinbierl" (Weinbeeren) enthalten und muß „weiß" (aus weißem Mehl) sein. Das sind die hauptsächlichsten Anforderungen, die man an den Neujahrsstrizel stellt, und wo sich diese Anforderungen nicht verwirklichen, da gibt es ein Fluchen und Schelten. Nächst dem „Zopf" ist es die „Zwetschkenwoika" (Zwetschkenbrühe), welche zum Zopfe gegessen wird, und die ein zweites, unentbehrliches Sylvestergericht vorstellt. Der „Zopf" wird in die „Woika" „ei'g'woikt (eingeweicht, weich gemacht), oder „ei'brockt" und gegessen. Als drittes Sylvestergericht prangen die „Liwanzen" auf dem Tische und den würdigen Abschluß bildet die „süße Suppe" (der Kaffee).

Senkt sich die letzte Nacht des Jahres nieder auf ihren schwarzen Thron, so beginnt die Arbeit des Hauses zu ruhen. Im festlichen Stübchen versammelt sich das Hausgesinde und wartet auf das Zeichen zum Gebet. Endlich fordert der Bauer die „Leut'" auf zum „Beten". Bald knien Alle an den Wandbänken herum und nun geht es an ein halbstündiges, mechanisch-gedankenloses, einschläferndes Beten, bis es schließlich Einem „zu dumm" wird und die Bemerkung macht, daß die Seel' jetzt genug hätte und der Magen auch was möchte.

Das ist einleuchtend, und im Nu sitzt die ganze Gesellschaft beim „Sylvestermahl". Zuerst kommt der „Zopf mit der Zwetschkenbrühe"; der Bauer „brockt ein", die Mitglieder der Mahlzeit löffeln geschäftig drauf los. Auch die Hausthiere, der Hausbrunnen, das Herdfeuer müssen mit einem Stück Zopf bedacht werden wie am heiligen Abend. So verlangt es der alte Brauch. Dann

folgen aufeinander die „Liwanzen", auch „Riwanzen" genannt, die stark geschmalzen und gezuckert sein müssen und unsäglich schmecken, mitunter auch ein Apfelstrudel schließlich die „süaß' Kaffeesuppe".

Nach dem Essen gehen die jungen Leut' in den Dorfkrug, um bei der „Sylvestermusi" zu walzen und zu hopsen, um in Lust und Fröhlichkeit das neue Jahr zu begrüßen. Dabei äußert sich der Volkswitz, der Volkshumor und der Volksübermuth in seiner ganzen, uroriginellen Kraft und Stärke: es kommt zu Scenen und Aufzügen, zu Mimen und Geberden, daß das Zwerchfell des Zuschauers die bedenklichsten Erschütterungen mitmachen muß ob des vielen und herzlichen Lachens.

Während sich so die Jugend bei Tanz und Gerstensaft vergnügt, gehen Greise und Männer altmodischer Färbung hinaus in die klare Sternnacht, um zu „lusen", d. h. einen enträthselnden Seherblick in die verhüllte Zukunft zu werfen; denn die Sylvesternacht ist eine „Losnacht" und da kann man Alles erfahren, was im neuen Jahre innerhalb der Familie und Blutsverwandtschaft sich ereignen wird. Die Weiber pflegen zu Hause das Bleigießen, das Schuhwerfen, Lichtlbrennen u. dgl. Losnachtsgebräuche mehr, um zu erfahren, ob im Hause ein Todesfall oder eine Hochzeit stattfinden wird.

Und auf diese Art verträumt man das alte Jahr, während das neue Kind der Zeit die müden Schläfer durch Kindergeschrei aus dem Schlummer wecken muß.

Noch liegt das Dörfchen im tiefen Schlafe, lieblich strahlt der Morgenstern am östlichen Himmel, der Schnee ist fest gefroren, es trägt der „Horscht", wie die

Wäldler sagen. Da wandert eine lustige Kinderschar die Dorfstraße entlang von Haus zu Haus, von Stübchen zu Stübchen, Frohsinn in den Herzen, Rosen auf den Wangen und den Neujahrsspruch auf den Lippen. Jetzt treten sie ein in eine Bauernstube, wo der Bauer sich noch im Bette streckt. Nur die Bäuerin ist wach und empfängt freundlich die jugendliche Gesellschaft. Endlich erschallt es im Chore:

„I winsch a nui's Johr,
A Christkindl mit kraus'n Hor,
An guidaran Tisch —
In niadn Eck an brodna Fisch,
In da Mitt a Glasl Wei' (n),
Daß der Herr und d' Frau
Recht lusti konn sei' (n)!" —

Dieses Neujahrssprüchlein ist unter den zahlreichen andern das allgemeinste, denn man findet es mit geringen Abweichungen in ganz Deutschland und Deutschösterreich; es ist dem natürlichen Bedürfnisse entsprungen, Freunden und Bekannten ein gutes, neues Jahr zu wünschen, denn ein solches begehrt wohl Jedermann. Und daß es gerade die Kinder sind, die im „Neujahranwünschen" herum gehen, erklärt sich daraus, daß Kinder, wenn sie am Neujahrsmorgen zuerst die Erwachsenen begrüßen, Glück für's ganze Jahr bringen, was auch bei den Männern der Fall ist, während alte Weiber Unglück mit sich bringen. Deshalb werden die Kinder von den Bauersleuten freundlich empfangen und mit reichlichen Gaben bedacht. Lärmend und plaudernd geht es dann weiter, bis das „ganze Dorf angewunschen" ist. Nun geht es an die Gewinnstvertheilung.

Am Neujahrsmorgen ist Alles festlich und freudig gestimmt: Jedermann gibt sich den schönsten Hoffnungen für die Zukunft hin, Jedermann deutet das Neujahr zu seinen Gunsten. Festlich wird geschmaust, der Schweinsrüssel bildet ein ständiges Neujahrsgericht auf dem Böhmerwaldtisch, er darf am Neujahrstage unter keiner Bedingung fehlen! Und Nachmittag gibt es im Wirtshause ein großes Trinken und lustiges Lärmen, daß es weithin durch's ganze Dorf schallt. Freude und Frohsinn sind die zwei beseligenden Engel, die mit dem neuen Jahre in die Welt schweben, und wir wünschen, daß sie während des ganzen Jahres nicht verdrängt werden von den Furien: Trauer und Leid!

Drum Glück auf zum neuen Jahr, Du biederes Böhmerwaldvolk!

Die „Rauhnacht".

Die Sitten und Bräuche der Böhmerwäldler sind wahr, treu und urwüchsig; in ihnen lebt und webt ein unverkennbares Stück Mittelalter, sie sind der getreue Spiegel des Denkens, Fühlens und Handelns des biederen Waldvolkes, das noch wenig mit der Außenwelt in Berührung getreten. Ihre Bedeutung knüpft sich an die verschiedenen Festzeiten des Jahres, und dementsprechend gibt es gewisse Cyklen von Bräuchen, welche sich um irgend eine bestimmte Festzeit gruppiren. Da fesseln zunächst die Weihnachtsgebräuche ob ihrer poesievollen Weihe und

Eigenart unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade, und ich bitte den Leser, mir im Nachstehenden zu folgen.

Weihnachten, das im Volke allgemein als der eigentliche Anfang des bürgerlichen Jahres angesehen wird, wird eingeleitet durch das Andreasfest, dessen Vorabend eine der stärksten „Losnächte" ist, und schließt mit dem heiligen Dreikönigsfeste, dessen Vorabend die letzte Losnacht des bürgerlichen Jahres ist. Innerhalb dieser Grenzen liegen die Feste „Niclo", wo Knecht Ruprecht sein Wesen treibt, der Advent, die Vorbereitungszeit für die Geburt des Herrn, der Christabend, der die zweite Losnacht ist, der Sylvesterabend, welcher gleichfalls zu den Losnächten zählt, und schließlich das Dreikönigsfest oder wie es im Böhmerwalde heißt, die „Rauhnacht".

„Rauhnacht" stammt entweder her von den wetterrauhen Nächten um die Dreikönigszeit, wo sich der Winter in seiner ganzen Macht und Stärke äußert, oder von „Rauchnacht", weil in dieser schrecklichen Losnacht das ganze Haus „eingeräuchert" und mit Weihwasser „eingesprengt" wird, um dasselbe gegen den Spuk der „langhaarigen, kochlöffeldürren" Hexen zu feien.

Diese geheimnißvolle Nacht gilt im Böhmerwalde als die stärkste Losnacht, sie ist die Walpurgisnacht des Böhmerwaldes, wo sich die höllische Brut der Hexen unter Anführung des Höllenfürsten bei Katermusik, Windesbrausen und Irrlichterschein auf Bergspitzen, Kreuzwegen und Dachböden bis zum ersten Hahnschrei vergnügen, wo sie „die Macht haben" über den Menschen, dessen Haus und Vieh, wenn er sich nicht mit der heiligen

Kreide und dem geweihten Wasser wider sie waffnet. Nicht geheuer soll es da auf Kreuzwegen zugehen, denn dieselben lieben sie insbesondere, dort finden sie sich am zahlreichsten ein, dort geht es am lautesten her; deshalb meidet jeder Wäldler mit banger Vorsicht diese unheilvolle Stätte, um nicht hinein zu kommen in den „Hexenkreis", wo er unbarmherzig von unsichtbaren Händen in „tausend Fetzen" zerrissen würde. In dieser Nacht ist es dem Sterblichen gegönnt, zu „lusen", d. h. einen weiten Seherblick in's verschlossene Reich der Zukunft zu werfen, was jedoch nur unter Beobachtnng besonderer Vorsichtsmaßregeln stattfinden kann. Der „Luser" begibt sich entweder auf einen Kreuzweg oder auf einen Bühel, zieht mit geweihter Kreide einen großen Kreis, in dessen Mittelpunkt er sich stellt. Seltsame Dinge soll er da schauen und hören! Mit höllischem Ingrimm tanzen und schwirren die Hexen um den Kreis herum, allerlei verfängliche Reden und Schmeicheleien, Verheißungen und Drohungen rufen sie dem „Luser" zu, um ihn aus dem Kreise zu locken, und wehe ihm, wenn er sich von den Sirenenstimmen bethören läßt und aus dem Kreise tritt: er ist dann rettungslos verloren. Sie fahren dann mit ihm durch die Lüfte und zerreißen ihn schließlich in tausend Stücke. Deswegen findet selten Jemand den Muth, zu lusen, und wenn es schon Einer wagt, so ist es in der Regel ein hochbetagter, silberhaariger Greis, der sich die Ohren mit Werg verstopft, um den Lockungen der bösen Geister standhaft zu widerstehen. Selbstverständlich sind diese Herren sodann die angestaunten Dorfwunder!

Die „Rauhnacht“ ist eine so hochgradige Losnacht, daß sie selbst in der Volksphantasie als Hexe auftritt: sie wird zur personificirten Allegorie. Ihre getreuen Vasallen sind Sturmesbraus und „Schneegewachel“, Frost und Eis. Ueber dem Waldgebirge webt ein frostiger Wintertag, eine brennendsternige Winternacht, die unermeßlichen Fichten- und Tannenwälder liegen in tiefem Schnee, alles Leben der Flur schweigt, nur der gespenstische Uhu läßt nächtlicher Weile sein schauerliches Geschrei durch die erhabene Winter-Waldeinsamkeit erschallen; zeitweilig kreist eine glänzende Sternschnuppe in langgezogenem Bogen durch das lautlose Universum, die Fenster der Dorfhäuser sind vom flackernden Kienspanlicht matt erhellt, im traulichen Gemache prasseln die Flammen und die Wäldler sitzen am großen Kamin und ruhen aus von des Tages Müh'n und Lasten.

Da nimmt der Hausherr die geweihte Dreikönigskreide zur Hand und wandert von Thür zu Thor, von Raum zu Raum, von der Stube in die Kammer, von da in das Vorhaus, den Stall, die Scheune, auf den Boden, und schreibt auf jede Thür in mehr oder minder geschickter Weise die Beschwörungsformel: 1 8 † C † M † B † 86, welche die Namen der Dreikönige (Caspar, Melchar, Balzer), das heilige Kreuz und die laufende Jahreszahl versinnlichen soll. Diese Beschwörungsformel hindert die dem Menschen Böses wollenden Hexen am Eindringen in's Haus und macht so die Insassen desselben sicher vor Teufelsgefahr. Man nennt diese Sitte das „Anschreiben“, welchem das „Einsprengen“ mit Weihwasser und das „Einrauchen“ mit Weihrauch folgt.

Der Rosenkranz beschließt diese abergläubische, althergebrachte Feier.

Nun geht man an's Nachtmahl, das an diesem Abende aus fettem Schweinfleisch bestehen muß. Während des Essens kommt die „Rauhnacht" durch den Schornstein zum Ofenloch und schreit durch dasselbe mit rauher Stimme in die Stube hinein:

„Heut is dö foast Rauhnocht!
Thür und Thor aufg'mocht!
Fleisch oder Kropfa heraus,
Sunst jog i Enk oilli aus 'm Haus!"

Da gibt es natürlich kein Säumen: der Bauer beeilt sich, der bösen Hexe den schuldigen Tribut zu zollen, indem er einen Knochen in's Feuer wirft, den sich nach seiner Ueberzeugung die Rauhnacht aus dem Glutmeere holt. Das geschieht denn auch mit unheimlichen Getöse, und wenn sie sich ihrer Habe bemächtigt, so entweicht sie wieder unter schauerlichem Windesgebraus durch den Rauchfang, während dessen die Wäldler ein Gebet sprechen.

Auch die Drude, die so gefürchtete Nachthexe, treibt in der Rauhnacht ihr Unwesen. Sie schleicht bei stiller Schlafenszeit auf den Zehen zur Thüre herein und legt sich dem Schlafenden auf die Brust und schnürt ihn derart zusammen, daß ihm Hören und Sehen vergeht und der kalte Schweiß aus den Poren tritt. Trotz aller Bemühungen ist er nicht im Stande, sich zu bewegen, um Hilfe zu rufen, oder sich dieser Schreckgestalt zu entledigen: er muß es willig geschehen lassen, wenn sie ihn auch erdrosselt. Deshalb geht kein Wäldler in der

Rauhnacht zu Bette, bevor er nicht an den Fußtheil desselben den Drudenfuß, das alte Pentagramm (⛤), und an den Kopftheil drei Kreuzlein mit „geweihter" Kreide gemalt hat; diese mystische Formel schützt ihn seiner Anschauung nach vor den Plagen dieser fürchterlichen Hexe . . .

So furchtbar sich die Rauhnacht gestaltet, so fröhlich verläuft der Dreikönigstag. Da gibt es in jeder Holzhütte ein köstliches Essen, bei dem das „foast" Fleisch die Hauptrolle spielt, und wobei Knödel und Kraut nicht fehlen dürfen; abends wandert man dann schaarenweise in's Wirtshaus, um bei Gerstensaft und Jodlersang die nun machtlose Rauhnacht zu begraben.

Nur die Jugend hat noch eine wichtige Dreikönigsmission zu verrichten: Es ist dies das „Dreikönigssingen".

Drei Burschen, die drei Weisen aus dem Morgenlande darstellend, ziehen in symbolischer Kleidung, mit einem goldflimmernden Stern auf einer reich verzierten Königskrone, mit einem entsprechenden Königsgewande, mit Weihrauch und Königsstab, von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, und singen das „Dreikönigslied", das immer einen Stoff aus der Geburtsgeschichte des Heilands behandelt, in echt volksthümlicher Weise. Während des Gesanges drehen sie mittelst einer Kurbel den auf der Krone schimmernden Stern herum, was besonderes Interesse bei den Wäldlern erregt. Der Lohn, den die „Dreikönigssinger" für ihre „wunderschönen Christkindlg'sangl" ernten, besteht in Flachs, Werg, Mehl, Schmalz, Eiern, Fleisch u. dgl. m.; so will es nämlich die Dorfsitte des Böhmerwaldes.

Ein häufig gesungenes Dreikönigslied hebt mit den Worten an:

„Die heiling' Dreikönig
Mit ihrem Stern,
Die singen und preisen
Gott Vater, den Herrn."

Und so geht es fort, oft eine halbe Stunde lang, bald Solo-, bald Zwie- und bald Terzettgesang. Dabei verlieren die Wäldler kein Wort, die Aufmerksamkeit ist so groß, daß man ob der Stille, die in der Stube herrscht, „eine Maus laufen hören könnte". — Dieser Brauch ist echt volksthümlich, uralt, historisch begründet, und alldeutsch. In geringen Abweichungen findet er sich in ganz Deutschland, in Norddeutschland wie im Elsaß, in Schwaben wie in Kärnten, Steiermark und Gebirgsböhmen vor, und er wird sich dauernd erhalten kraft seiner poesievollen Volksthümlichkeit.

Mit diesen Dreikönigsbräuchen schließen die Weihnachtsbräuche, ein Held gar lustiger Art, angethan mit der Schellenkappe und der Larve, zieht in die Welt, er setzt das Horn an seinen Mund, und die lustigen Klänge zaubern den deutschen Ringelreihen zutage und in Aller Herzen erklingt es laut und fröhlich:

„Fasching! Fasching!" —

Fasching.

Es kommt der Fasching. Bringt derselbe reichlichen Schneefall mit sich, so wird er vom Wäldler herzlicher

bewillkommt als sonst; denn derselbe hält auf das volksthümliche Sprichwort:

„Weißa Fosching — greane Oustan.“

Ein anderer Volksspruch lautet:

„Am Fosching in da Stum,
Af Oustan af da Sunn!
Am Fosching af da Sunn,
Af Oustan in da Stum.“

Zu Ostern ist man lieber auf der Sonne, als im Fasching, und deshalb wünscht man sich des Faschings Ankunft in Begleitung eines heftigen Schneefalles.

Am „Foschingsunnta“ ist in der Dorfschenke große Tanzmusik. Die Dorfmusikanten sitzen bereits am Musikantentisch, „am Oaschesta“, und lassen sich's dem Anscheine nach sehr gut munden. Die blecherne „Moßpitschn“ — der Maßkrug — ist in einer fortwährenden Wanderung um die Runde begriffen; sie geht von einer Hand in die andere und erfrischt durch ihr edles Naß jede durstige Kehle. — Schon ist der Tanzboden von Tänzern und Tänzerinnen dicht gefüllt. Es ist bereits drei Uhr Nachmittags. Draußen heult der eisige Nord und in dichten Massen wirbeln die Schneeflocken auf die Erde hernieder — drinnen auf dem Tanzboden tanzt und singt der flinke „Bua“ mit seinem herzlieben „Diandl“.

Die Musikanten beginnen nicht eher zu spielen, als bis ein Bursche kommt und sich einen „Tonz onfrimt“. Das dauert denn auch nicht allzulange. Kecken Schrittes nähert sich der Tänzer mit seiner Tänzerin dem Musikantentisch und sagt: „Musikanten, spoits ma an Deutschen af!“ — Der „Deutsche“ ist ein lang=

samer, gemüthlicher Ländler oder Walzer, der von den Böhmerwäldlern, besonders in Bayern, sehr gerne getanzt wird.

Die Musik ertönt, der Reigen bewegt sich. Ein Drehen und Schwenken, ein Poltern und Stampfen macht sich bemerk- und hörbar, so daß man sich an diesem Tanzspiele gar nicht genug satt sehen kann. Zuweilen kommt es vor, daß viele Paare gleichzeitig tanzen, was natürlich eine gegenseitige Hemmung der Tänzer zur Folge hat. In derlei Fällen stellt sich ein Bursche in den Mittelpunkt des Reigens und verkündet mit lauter Stimme: „Solo!" Dieser Aufforderung wird sofortige Folge geleistet. Die eine Hälfte der Tanzpaare tanzt weiter, die zweite Hälfte hält inne, um in die Rechte der ersten Hälfte allsogleich einzutreten, sobald der Ruf: „Solo!" von Neuem erschallt. Dadurch wird somit auf leichte und einfache Art ermöglicht, daß alle Tänzer ungehindert und frei ihre Bewegungen auszuführen im Stande sind.

Nach vollendetem Tanze liebkosen die Tänzer ihre Tänzerinnen und „führen sie zum Bier". Die Einen lustwandeln auf dem Tanzboden, Andere suchen die Winkel und Nischen auf, wieder Andere sitzen auf den Bänken herum, scherzen, lachen und singen, Viele umstehen den Musikantentisch und geben den Spielleuten Bier und singen ihnen Lieder — „Gsangl" — vor u. s. f.

Endlich kommt ein Bursche und „frimt sich oan Hopsa" an. Der „Hopsa" ist eine schnelle Polka, die mit rasender Geschwindigkeit und komischer Geberde getanzt wird. Urkomisch sind dabei die Stellungen der

Tänzer und die verschiedenartigen Bewegungen. Die Musik tönt, der Tänzer „hopst“ und die Dirne singt. Dieses tolle Lärmen dauert wohl die ganze Nacht hindurch und wird am „Foschingmonta“ eifrig fortgesetzt.

Am „Foschingmonta“ werden Krapfen gebacken. Nachmittags begibt sich Jung und Alt auf den Tanzboden, um theils der Tänzer Vergnügen anzusehen, theils mitzugenießen. Auch an diesem Tage wird ununterbrochen getanzt.

Am „Foschingirta“ gehen die „Foschinger“ um.

Das „Foschinggehen“ ist eine aus der Zeit der Fastnachtsscherze stammende, im ganzen Böhmerwalde bekannte und häufig geübte Volkssitte, die zwar des Derb-Komischen, aber auch des Interessanten viel aufzuweisen hat. Die Dorfburschen versammeln sich in einem bestimmten Hause und wählen aus ihrer Mitte einen Anführer. Dieser muß ein bekannter „Spaßvogel“ sein, muß Schlauheit und Witz besitzen und muß sich auch auf das Stehlen gut verstehen. Die Faschinger sind überaus komisch gekleidet. Hohe Papierhüte, buntbemalte Gesichter oder Larven, Lumpen und Linnen, Bärte und sonstige Abzeichen geben wirklich ein Bild, das ebenso zum Lachen wie zur Furcht reizen kann. Singend und springend durchziehen sie das Dorf, in jedes Haus wird eingekehrt. Dort tanzen sie mit der Bäuerin den sogenannten „Foschingstonz“. Ist die Bäuerin noch jung, ei nun, dann geht es sehr lustig her! Eine junge Böhmerwaldbäuerin hat eben noch Feuer genug, um mitzuscherzen, wenn es die Nothwendigkeit verlangt. Alte Bäuerinnen wollen zwar vom Tanzen mit so wilden Gesellen nichts

mehr hören; aber sie erfreuen sich dennoch an dem ausgelassenen Treiben der Dorfjugend und lachen aus vollem Herzen mit. Ist der „Foschingstonz“ abgetanzt, so bekommen die „Foschinger“ von der Bäuerin Krapfen, Fleisch, Schmalz, Eier, Mehl und Branntwein. Während sich's die Faschinger gut schmecken lassen und sich mit den Anwesenden in Mimen und Geberden unterhalten, schleicht sich der Anführer behutsam hinweg, durchsucht Milch- und Schmalzkammer, Keller und Dachboden, und stiehlt, was er als brauchbar erkennt. Selbst in den Rauchfang klettert er hinauf, um geräuchertes Fleisch zu erhaschen. Alle diese gestohlenen Sachen wandern in die große Tasche des Taschenträgers. Diesen Diebstahl weiß er so geheim auszuführen, daß keine Seele davon eine Ahnung hat. Nach und nach verlieren sich auch die anderen Faschinger und begeben sich in's Nachbarhaus, allwo sie ihre Thätigkeit auf's Neue entfalten. So geht es von Haus zu Haus. Im letzten Hause werden sodann die gestohlenen Schätze ausgepackt, gekocht und gemeinschaftlich verzehrt.

Der ganze Nachmittag des Faschingdienstages wird auf dem Tanzboden zugebracht. Bis Mitternacht wird getanzt, gezecht und gelärmt, mitunter wohl auch recht derb gerauft, bis endlich die zwölfte Nachtsstunde den Anbruch des Aschermittwochs verkündet. Nun gehen die Fröhlichen nach Hause und schlafen sich aus. Nur die Musikanten bleiben zurück, trinken noch einige Krüge und vertheilen unter einander den Gewinn.

In der Faschingszeit werden auch im Böhmerwalde die meisten Hochzeiten abgehalten. Wie sich solch' eine Hochzeit gestaltet, soll im folgenden Bilde veranschaulicht werden.

Bauernhochzeit.

„Diandl, Du kloas,
Host a Haus oda koas,
Host a Goid oda net,
Loss'n thu i Di net!"
(Volkslied.)

Der „Bua" geht zum „Diandl", das er sich zum „Schotz" auserkoren. Weil er zur Winterszeit nicht vor ihrem „Kammerlfenster" seine Lieder singen kann, so geht er zu ihr in's Haus — in d' Häusa. Das „Häusergehen" ist eine im Böhmerwalde allenthalben bekannte Volkssitte, die dem natürlichen Bedürfnisse, Besuche zu machen und in geselligen Verkehr zu treten, entsprungen ist. Man geht in's Nachbarhaus und grüßt die dort Anwesenden mit einem herzlichen „Grüß God!", was ebenso herzlich erwidert wird. Der Häusler bringt dem Gaste einen Sessel und fordert ihn auf, sich zu setzen. Der Gast dankt mit den Worten: „Bin jo so net müad" — nimmt aber dennoch Platz; würde er das nicht thun, so müßte er vom Hausherrn dazu gezwungen werden, denn im Böhmerwalde ist jeder Dörfler der Meinung, daß ihm der Gast „den Schlaf davonträgt", wenn er

bei seinem Besuche nicht Platz nehmen würde. — Jetzt fragt man sich endlich gegenseitig „wie es geht“. Die gewöhnliche Antwort lautet: „Guad geht's; wos soi denn foihn? wenn ma nua seine grod'n Glieder hot, don geht's schon!“ Nun werden die verschiedenen Tages- und Familienbegebenheiten besprochen, Märchen und Geschichten erzählt u. s. f. Während des gegenseitigen Gedankenaustausches bringt die Hausfrau Schwarzbrot und fordert den Gast auf, „sich Brot abzuschneiden“. Dieser versichert wohl, daß er sowieso keinen Hunger habe; er muß jedoch dem Drängen der Bäuerin nachgeben und abschneiden. Lange dauert die Unterhaltung, oft halbe Nächte lang; des Fragens und Sagens und Klagens kann man nicht genug satt werden, bis endlich der Schlaf kommt, und die Schwätzer gewaltsamer Weise auseinander treibt. — So macht es nun während der Winterszeit der „Bua“. Er geht zu seinem „Diandl“ in's Haus, plauscht dort mit seinen zukünftigen Schwiegereltern, deren Liebe er bald gewinnt, wenn er ein guter Schmeichler und Erzähler ist. Oft bleibt er ganze Sonnnachmittage im Hause der Geliebten und unterhält die Eltern bis spät in die Nacht hinein. Endlich gelingt es ihm, die ungelegenen Alten mit seinem ewigen Geschichtenerzählen einzuschläfern. Nickend und wankend suchen sie das „zweispännige Bett“ auf, und bald durchschallt ihr lautes Schnarchen das stille Gemach. Nun sind die Liebenden mutterseelenallein! .... Schon ist die Mitternacht längst vorüber, schon hat der gold'ne Mondenschein seiner Sternenwacht längst Lebewohl gesagt — da ermahnt sich auch endlich der

freudentrunkene Liebhaber und verläßt sein herzliebes Schätzlein ......

Der Bursche wirbt später um die Hand der Geliebten und erhält sie auch. Das „Versprechen" wird jetzt gehalten. Das Wesen desselben besteht darin, daß sich alle Verwandten des Brautpaares und die geladenen Gäste an einem bestimmten Abende im Hause der Braut versammeln, um dort den Ehecontract abzuschließen. Im Ehecontract wird das Vermögen der Braut, sowohl in baarer Münze, als auch in der nöthigen Ausstattung bestehend, bezeichnet; sodann wird er von den Eltern des Brautpaares und von zwei Zeugen unterfertigt. Zwar kommt es vor, daß bereits festgesetzte Hochzeiten bei derlei Versprechungsacten rückgängig gemacht werden, wenn sich die Eltern des Brautpaares in der Feststellung der „Mitgift" nicht einigen können. Doch geschieht dies sehr selten. — Ein köstlicher, feierlicher Abendsschmaus bildet den Schluß des „Versprechens".

Darauf wird der Pfarrer verständigt und ersucht, das Brautpaar von der Kanzel als solches „auszurufen" — zu verkündigen. Dies geschieht in drei aufeinanderfolgenden Sonntagen.

Acht Tage vor der Hochzeit geht der „Lodmon" im Auftrage des Brautpaares zu dessen Verwandten, Freunden und Bekannten, um dieselben auf ausdrückliches Verlangen des Bräutigams und der Braut zur Hochzeit einzuladen. Der „Lodmon" hat einen Stock, den sogenannten „Lonstecka". Derselbe ist mit Hochzeitsbändern und „Houzatsträußeln" reich geziert. Auch Hut und Rock sind mit ähnlichem Schmucke behaftet. Nachdem

der „Lodmon" die im Zimmer Anwesenden mit einem herzlichen „Grüaß God" begrüßt, beginnt er seinen Hochzeitsspruch herzusagen. Dieser lautet folgendermaßen:

„Der ehrsame Bräutigam N. N., sowie die ehrsame Braut N. N., welche am künftigen Montag (weil die Einladung immer Freitag oder Samstag zuvor geschieht) in der Pfarrkirche zum heiligen Ambrosius getraut werden, laden Euch ein, sie zu begleiten durch Straßen und Gassen, über Wege und Stege und bis zur Kirche — und nach geschehener Trauung in das Gasthaus zum N. N., um dort recht lustig zu sein, und auch einen Löffel voll Suppe und einen Brocken Rindfleisch mitzuessen."

Zum Schlusse fügt er dann noch hinzu:

„Ich habe nun meine Sachen ausgerichtet und hoffe, daß Ihr mir meine Einladung im Namen des ehrsamen Brautpaares nicht abschlagen werdet."

Nachdem die Geladenen ihr sicherliches Erscheinen zugesagt, entfernt sich der „Lodmon" wiederum mit einem herzlichen „Bfüad God" und begibt sich in's Nachbarhaus.

Jetzt ist es auch an der Zeit, den Musikanten „anzusagen". „Eine Hochzeit zu spielen," ist diesen ein weit größeres Vergnügen, als „eine Tanzmusik zu spielen"; denn die Hochzeit wird zumeist von ordentlichen Männern besucht, die den Musikanten gerne zahlen, während eine „einfache Tanzmusik" nur von den nicht gerne zahlenden, wilden, ausgelassenen und rauflustigen Dorfburschen besucht wird.

Der Hochzeitstag bricht an . . . .

Frühmorgens kommt der „Brautführer" zu den Musikanten und holt mit denselben die Hochzeitsgäste in ihren Wohnungen ab. Die „Hochzeiter" sind schnell „angezogen" und wandern, umklungen von gemüthlichen Ländlerweisen, jauchzend dem Hause der Braut zu. Hier wird ihnen Branntwein, Kaffee und weißes Brot dargereicht. Sodann wird die Braut „übergeben". Der Vater nimmt nämlich die Tochter bei der Hand und heißt sie niederknien. Er gibt ihr heilsame Lehren für's Leben, und legt ihr in herzlich-einfältigen Worten des Weibes Pflichten an's Herz. Die Braut schluchzt laut. Mit rührender Dankbarkeit umklammert sie des Vaters Füße und küßt dieselben. So will es die Sitte. — Wie der Vater, so gibt auch die Mutter ihrer Tochter Winke und Lehren für die Zukunft, dann legt sie ihre Hände auf das Haupt der Braut und segnet dieselbe. Sodann nimmt der Vater die Braut und übergibt sie dem Bräutigam. Noch bevor das geschieht, führt der „Lodmon" den Bräutigam in die Mitte der Stube und spricht zu ihm etwa Folgendes:

„Vielgeliebter Bräutigam! Du weißt, daß Du mich vor einigen Tagen aufgenommen hast, Dir eine Braut zu suchen; ich habe Deinen Wunsch erfüllt und bin gangen über Berg und Thal, über Dorn' und Distel, da hab' ich 300 alten Weibern begegnet, habe jedem 1 Pfennig gegeben; 300 Pfennig sind 10 Schilling, 10 Schilling sind 25 Silbergroschen. — Den Weg und die Zehrung kann ich auch nicht umsonst machen, willst Du mir's bezahlen, so bringe ich Dir die Braut zu."

Darauf erwidert der Bräutigam:

„Na, muaßt hoid a Bissl hondln loss'n!"

Dann übergibt er dem Ladmann ein Geldstück, wofür ihm dieser die Braut zuführt. Versehen mit einem Glas Bier und begleitet von den Musikanten, nähert er sich der weinenden Braut und spricht sie folgendermaßen an:

„Vielgeliebte Braut!" Da schickt Dir der Bräutigam ein Glas Bier und dann gehst Du mit mir."

Nun führt er die Braut zum Bräutigam. Dabei singt er:

„Bräudl, Bräudl, wui! (weine)
Heut spieln d' Musikantn Dia allui! (alleine)
Sie spieln Dia ein und aus,
Spieln Dia a lustigs Tanzl auf!
Bräudl, Bräudl, wui!
Heut spieln wir Dia allui!"

Jetzt übergibt er die Braut dem Bräutigam, wobei er Folgendes sagt:

„Vielgeliebter Bräutigam! Da bring ich Dir die Braut und ein Tuch und einen Strauß." (Er hält nämlich in der Hand einen Teller, worauf ein Tuch und ein Blumenstrauß liegen.) „Das Tuch ist schön gemalen, dafür sollst Du aber zwölf Reichsthaler zahlen; zwölf Reichsthaler ist freilich viel, aber sechs wär' das rechte Ziel, aber wenn Du mir gute Worte gibst, so laß' ich auch noch handeln mit mir."

Der Bräutigam bittet, ihm etwas nachzulassen, was in der Regel auch geschieht. Dann fährt der „Lodmon" fort:

„Gott der Herr hat Dir nun eine Lebensgefährtin zugeführt, und siehe! sie verläßt Vater und Mutter, um

an Deine Seite zu treten. Daher bist Du ihr schuldig, sie zu beschützen mit treuer Liebe. Aber verzage nicht, wenn Euch in Eurem Leben etwas Widerwärtiges zustoßen sollte; trage Alles mit Geduld, denn der Weise sagt: „Der Ehestand ist ein Wehestand.“ Nimm Dir meine Worte zu Herzen. Amen.“

Dann wendet er sich zur Braut und sagt:

„Nun Du, vielgeliebte Braut! Du verlässest nun Vater und Mutter, um Dir ein neues Heim zu gründen; und siehe! der ehrsame Bräutigam hat sich um Dich angenommen, er will Dir wieder den Vater ersetzen. Weil der Mann das Oberhaupt des Weibes ist, so bist Du ihm schuldig Treue, Liebe und Gehorsam bis in den Tod. Jetzt knieet nieder, daß Euch Eure Eltern segnen können.“

Die Eltern des Brautpaares ertheilen demselben den Segen. Dabei bleibt kein Auge thränenleer.

Nun wird in's Wirtshaus gezogen. Der gemüthliche Ländler ertönt, frohes Jauchzen mischt sich drein, die Burschen feuern unaufhörlich ihre Pistolen ab — Lust und Freude strahlt auf allen Gesichtern. Vor dem Wirtshause sind bereits alle neugierigen Dörfler versammelt. Auch die Schulkinder müssen bei derartigen Anlässen ihres Ehrenamtes walten — sie müssen „füastehn“, d. h. sie hemmen der Hochzeitsgäste Vorwärtsdringen, durch ein quer über die Straße gespanntes Seil. Des Brautführers Pflicht ist es dann, die Kinder mit Geld zu beschenken, damit sie den Hochzeitern freien Weg lassen. Im Wirtshause wird eine Zeit lang getanzt. Die Hochzeitsgäste singen den Musikanten „Gsangln“ vor. Diese

spielen sie nach. — Hierauf zieht man in die Kirche. Auf dem Wege dahin muß der „Lodmon" Alles erheitern; er singt den Musikanten vor:

„Unsa Herr Pforra
Is a kreuzbrava Mon,
Weil er aus an Diandl
A Weib mochn kon.
Musikant'n, spoits ma oan auf,
Daß i koa Goid nöt brauch;
'S Goid und 's Braunbier
Is gonz schida (wenig) bei mir!" rc.

Die Musikanten müssen die Melodien aller dieser Lieder getreulich nachspielen. — Die Trauung wird unter denselben Ceremonien und Gebräuchen vollzogen, wie überall. Nach der Trauung verfügt sich der Bräutigam zum Pfarrer und Lehrer, um diesen zwei hochverehrten Dorfgrößen seine Schuldigkeit mit theurer Münze zu bezahlen: den Pfarrer für's Trauen, den Lehrer für's Orgeln.

Nach dieser Ceremonie kehrt man in's Wirtshaus zurück. Der Bräutigam führt die Braut, der Brautführer die „Kranzeljungfrau". Lustig ertönen die Klänge der Musik — noch lauter erschallt das Jauchzen der Hochzeiter und im nahen Walde erschallt unaufhörlich das Echo des Pistolenknalles. So gelangt man in die Dorfschenke. Da sind schon alle Tische gedeckt. Die Hochzeiter setzen sich. Die Ehrenplätze nehmen das Brautpaar, der Brautführer und die Brautjungfrau und die älteste Hochzeitsgastin — die Brautmutter ein. Nachdem sich Alle gesetzt, beginnt die Mahlzeit. Alle möglichen Speisen werden da aufgetragen — auf den Sterz folgt

das saure Kraut mit Würsten, auf das „Breikoch“ folgt fettes Schweinfleisch mit Knödeln — und alle diese Delicatessen werden so appetitlich verschmaust, daß man nicht genug staunen kann. — Die Musikanten sitzen am „Musikantentisch“ und „spielen fleißig auf“. Doch auch sie bekommen auf Kosten des Bräutigams zu essen und trinken nach Genüge. Bevor das Kraut aufgetragen wird, steht der „Lodmon“ auf und singt:

„Ist denn das saure Kraut
Noch nicht gekocht, gekocht?
Es steht noch beim Feuer
Und siad (siedet) wie der Geier;
Ist denn das saure Kraut
Noch nicht gekocht?“

Dann wird das Kraut aufgetragen. Die Musikanten müssen dieses G'sangl nachspielen. Das ist der sogenannte „Krauttonz“, wobei Alle tanzen. Sodann kommt die Danksagung. Der „Lodmon“ erhebt sich von seinem Sitze und betet mit lauter Stimme ein „Vater unser“. Dann spricht er:

„Meine lieben Hochzeitsgäste! Zum ersten läßt sich der Bräutigam und die Braut vielmals bedanken, daß Ihr ihnen das Geleite gegeben habet an ihrem Ehrentage. Meine lieben Musikanten, laßt's Euch hör'n!“

Die Musikanten spielen einen Ländler. Der „Lodmon“ fährt fort:

„Zum zweiten, meine lieben Hochzeitsgäste, glaub ich, daß ich in jedem Hause gewesen bin und meine Sache gut ausgerichtet habe; sollte aber ein Fehler vorgekommen sein, so bitt' ich um Verzeih'n; wenn sich die Sach' wird wieder schicken, werd ich mich dazu besser

anschicken. — Meine Musikanten laßt's Euch hör'n!" —- (Musik.)

Fortfahrend:

„Zum dritten, meine lieben Hochzeitsgäste, wenn einer unter Euch zu wenig 'gessen oder 'trunken hat, dürft er mir's nur sagen; ich möchte nachschau'n in Küch' und Keller, denn der Wirt hat g'sagt, daß er Fleisch und Würst genug noch hat und viel Fassl Bier, daß des Bräutigams Ochsen nicht im Stand sind, Alles auszutrinken! — Meine Musikanten, laßt's Euch hör'n! — (Musik.) Und zum Schluß, meine lieben Hochzeitsgäste, werden wir dem Brautpaar auch etwas schenken, denn sie müssen sich Verschiedenes anschaffen: die Braut braucht ein Wicklband, ein Kinderhäubchen und eine Wiege. Deswegen wollen wir ihnen etwas schenken, damit sie ihren Ehestand leichter anfangen können. — Musikanten, laßt's Euch hör'n!"

Nach dieser Ansprache beginnt die Schenkung. Jeder Hochzeitsgast legt auf einen bestimmten Teller 2, 3 bis 5 fl. Dieses gesammelte Geld wird dem Brautpaare übermittelt. Nach der Schenkung beginnen die „Braut- oder Ehrentänze". Die Musik spielt die lustigsten Ländlerweisen auf; während dessen muß jeder Hochzeitsgast wenigstens einmal mit der Braut im Kreise herumtanzen. Dann wird die Mahlzeit fortgesetzt. Witzmacher schleichen sich heimlich unter den Tisch und stehlen den „Brautschuh" — sie ziehen der Braut einen Schuh vom Fuße ab. Der Brautführer muß denselben sodann „auslösen", indem er so viel Bier oder Branntwein zahlt, als die Schuhdiebe bestimmen. Nach beendigter Mahlzeit beginnt

der allgemeine Tanz. Alles verfügt sich auf den Tanzboden. Braut und Kranzeljungfrau wechseln die Kleider und bald bewegt sich Alles im lustigen Reigen nach dem Takte des gemüthlichen Ländlers oder feurigen „Hopsa's". — Abends kommt die gesammte erwachsene Dorfjugend auf den Tanzboden. Die Hochzeiter ziehen sich zurück und die Jugend fröhnt dem Tanzvergnügen. — Das Brautpaar stiehlt sich ganz heimlich hinweg und begibt sich in die „Brautkammer".

Die Braut bleibt nach der Hochzeit noch gewöhnlich zwei bis drei Monate im Elternhause. Dann kommt der Bräutigam und holt sie sammt ihren „Kammerwagen" ab. Der „Kammerwagen" ist nichts anderes, als die auf einen Wagen aufgeladenen Ausstattungsgeräthe der Braut. Beim Einzuge des Brautpaares in's Dorf wird ihm zu Ehren von allen Dorfburschen geschossen.

Jetzt beginnt das eheliche Leben ......

Glück auf! —

Ein Winterabend.

Die langen Winterabende, wo sich die liebliche Stubenpoesie bei den biederen Wäldlern als Gast einfindet, werden im gemüthlichen Familienkreise verbracht, wobei man sich entweder durch Arbeit, durch Spiel und Gesang oder durch Erzählen unterhält.

Der Himmel ist in dichtes Grau gehüllt. Der sonst so mächtige Strahl der Sonne kann den Wolkenschleier nicht

durchdringen. Im Haine herrscht seelentiefes Schweigen. Kein Lüftchen reget sich. Nur der Haushahn, umgeben von seinen Hühnern, läßt zeitweilig sein Kikeriki erschallen, das dann getreulich im Walde wiederhallt. Der Goldammer hüpft auf den Wegen herum und sucht sich seine spärliche Nahrung. Auch der Spatz ist in seiner Nähe. Nicht selten kommt er, dem Hühnervolke Gesellschaft zu leisten; er verträgt sich mit den Scharrfüßlern sehr gut und nimmt ungehindert Antheil an ihren geselligen Mahlzeiten. Ob sich die Hausfrau darüber ärgert oder nicht, ist ihm gleichgiltig.

Im Walde herrscht Ruhe. Kein Ast, kein Wipfel bewegt sich. Umhüllt vom weißen Schneetuche, liegt er melancholisch träumend vor unseren Blicken. Nur der Hase und Rabe sind seinen Hallen treu geblieben und wohnen dort ebenso wohlbehaglich wie zur Sommerszeit. — Unaufhörlich fallen in wirbelndem Tanze die großen Schneeflocken zur Erde hernieder und weben derselben ihr Winterkleid. Die ganze Natur schläft den Winterschlaf.

Der Wäldler bleibt im warm geheizten Stübchen. Großmütterchen sitzt vor dem großen Kachelofen auf der sogenannten Ofenbank und raucht, wie dies im Böhmerwalde nicht selten vorkommt, wohlbehaglich sein Pfeifchen Tabak. Ringsum sitzen die kleinen Enkel und lauschen den Worten der „Nal", die gar seltsame Sachen vom „Franzosenkriege", vom „Niclo", „vom" Kaiser Josef, „vom" Napoleon, von der wilden Jagd u. dgl. m. zu erzählen weiß. Die Bäuerin sitzt am Spinnrade und „dreht um die schnurrende Spindel den Faden", oder sie flickt Kleider und Wäsche. Der Vater hat bald dies,

bald jenes zu thun; manchmal unterbricht er die Arbeit und erzählt den Kleinen ein lustig Märlein. Knechte und Mägde dreschen in der Scheune unter lautem Jodlersange das goldene Korn aus den vollen Aehren. Im ganzen Hause herrscht Frohsinn, gesunder, urkräftiger Witz und Scherz verkürzen die Arbeit und erfreuen das Herz.

So vergeht der größte Theil des Tages, bis endlich die einbrechende Dunkelheit des Winterabends Ankunft verkündet. Jetzt macht der Hausherr „Feirumd" – Feierabend. — Die Mutter kocht die im Böhmerwalde allenthalben bekannte „saure Suppe" und Knechte und Mägde begeben sich in den Stall zur Viehfütterung. Nach etwa zweistündiger Arbeit versammelt sich das ganze Hausgesinde in der Wohnstube zum gemeinsamen Nachtmahle. Da ist schon der große Tisch gedeckt, inmitten desselben steht eine große Schüssel, voll der dampfenden Suppe. Der Hausherr nimmt den obersten Platz am Tische ein. In seiner Nähe sitzen die Familienangehörigen und an diese schließt sich das Hausgesinde. Großmutter sitzt schon längst im Bette, die Füße auf einen Schemel gestützt und den Rosenkranz um die Hände gefaltet. Die Hausfrau bringt ihr in einem Schüsselchen die Abendsuppe und eine Schnitte saftigen Schwarzbrotes.

Kurz vor der Mahlzeit spricht der Hausherr stehend ein gebräuchliches Tischgebet, das von den Anwesenden ebenfalls stehend nachgesprochen wird. Nach beendeter Andacht wird die Abendsuppe gegessen. Der Vater nimmt das Schwarzbrot zur Hand und „brockt ein", d. h. er macht aus den Brotschnitten kleinere oder größere Brocken

und gibt dieselben in die Suppe. Nun essen Alle gemeinschaftlich aus der Schüssel. Seitwärts auf der Bank steht der große, eiserne Suppentopf. Sobald nämlich die Schüssel leer ist, „gibt die Mutter auf“, d. h. sie füllt die geleerte Schüssel neuerdings mit Suppe. Zuweilen kommt es aber auch vor, daß der eine große Suppentopf nicht genügt — in derlei Fällen muß dann das „Mensch“ saure Milch aus dem Keller holen.

Nach dem Nachtmahle wird der Tisch „ogramt“ (abgeräumt). Das ist Sache der Magd oder der Tochter. Die Geschirre werden gewaschen und nun beginnt der Feierabend für's ganze Hausgesinde. Der Vater begibt sich entweder sogleich zu Bette, oder er stopft sich seine Pfeife und geht in die Dorfschenke, um im Kreise der Nachbarn ein Stündchen der Unterhaltung zu genießen. Noch bevor er eines oder das andere ausführt, betet er mit dem Hausgesinde laut das Abendgebet. Alle knien um die Wandbänke herum, der Hausherr betet vor, die Anwesenden beten nach. Nun werden die Kinder zu Bette gebracht und im Stübchen waltet heilige Ruhe. Nur das Feuer purrt im großen Kachelofen. Die Mutter setzt sich zum Spinnrocken und spinnt bis Mitternacht. Wohl wäre es ihr lieb, wenn ihr Mägde und Töchter Gesellschaft leisten würden; allein auf dieses Vergnügen muß sie schon verzichten, denn die jungen Dorfschönen sind nicht gelaunt, die halbe Nacht bei ihrer „Alten“ zuzubringen. Da wissen sie viel besseren Rath, wie der Winterabend zu verkürzen sei.

Die Dorfmädchen verabreden sich, am Abende in diesem oder jenem Hause mit ihren „Spinnradln“

zusammenzukommen. Eher denn je wird das Vieh gefüttert. Nach der Abendmahlzeit putzen sie sich nett heraus, binden auf den Rocken noch eine recht große „Horrupfa“ (Flachsbündel), nehmen Rocken, Spinnrad und Haspel und wandern frohgemuth der Spinnstube zu. Daselbst ist bereits Alles zum Empfange der Spinnerinnen hergerichtet. Ringsherum an den Wänden stehen Stühle und Bänke. Auf der Ofenbank sitzen der „Näl“ und die „Nal“ — Großvater und Großmutter.

Sonst ist die ganze Stube leer. Die Spinnmädchen setzen sich auf ihre Plätze und bald herrscht das gemüthlichste Leben in der Rockenstube. Im Kachelofen prasselt das Feuer, die Spinnräder schnurren, Großmütterchen erzählt aus der Jugendzeit, wie sie auch so ein junges, frisches „Diandl“ gewesen, wie sie geliebt hat und geliebt wurde, wie sie von Freiern umringt war, wenn sie an Sonn-Nachmittagen am Tanzboden in der Dorfschenke erschien, wie sie Allen einen Korb gegeben, weil sie nur „ihn“ unter Allen am liebsten hatte. Dabei weist sie auf Großväterchen hin. Dieser kann sich nicht enthalten, zur Rede seiner „Alten“ zu schmunzeln und freudig erwidert er die Worte: „Jo jo! Wia san a amoi jung gwen!“

Die Spinnerinnen lauschen gar gerne, wenn die beiden Alten so hübsch von vergangenen Tagen erzählen; bald strahlt auf ihren Gesichtern Lust und bald wiederum Trauer, je nachdem Großmütterchen vom süßen Jugendglücke oder vom nahen Tode spricht. Die „Nal“ muß aber auch andere Geschichten, etwa von Räubern oder Gespenstern, erzählen, was sie auch vortrefflich kann.

Wenn sie vom „verwunschenen Gschloß“ oder von den „vierzig Räubern in der Räuberhöhle“ erzählt, wird dabei den Dirnen so grauslich zu Muthe, daß sie das Nachhausegehen über Alles fürchten, weil sie dann in jedem Strauche ein Gespenst oder einen „Rauwa“ (Räuber) versteckt glauben.

Dieses Erzählen dauert nicht allzulange, so kommen auch die Dorfburschen, ein jeder zu der „seinen“, und nun beginnt erst recht lustiges Leben und Treiben. Einer spielt auf einer Mundharmonika die einfältigsten Weisen und bald verschwinden Spinnräder und Rocken, um dem lustigen Reigen Platz zu machen. Darunter mischt sich ununterbrochen der Gesang der Burschen und Dirnen, der sich bald zum Wechsel- und bald zum Streitgesange gestaltet. Dieses lustige Treiben dauert bis Mitternacht und noch länger, bis endlich jede „Spinnerin“ in Begleitung ihres „Liabhobers“ die Rockenstube verläßt und nach Hause wandert.

Die Sitte führt nun den Namen „Rockarois“ — Rockenreise, weil der Rocken gleichsam in den Spinnstuben herumreist.

Todtenbräuche.

„Merkwürdig, daß die Zeit des erwachenden Lebens, das Frühjahr, die ungesundeste, und die des ersterbenden, der Herbst, die gesundeste Zeit des Jahres ist!“

So sagt unser Dichterfürst R. Hamerling im „Heimgarten“, und den tiefen Sinn dieser Worte wird Niemand verkennen. Lehrt doch die Erfahrung, daß das erste Lenzstadium der eigentliche Herd der gefährlichsten Seuchen und der verhältnißmäßig zahlreichsten Todesfälle ist, die freilich in Städten und auf dem flachen Lande weitaus gewaltiger auftreten, als im tannen- und fichtenbewaldeten Gebirge, das man füglich als den geschworenen Feind der verhängnißvollen, ansteckenden Seuchen und Krankheiten ansehen könnte.

Zu den der Gesundheit zuträglichsten Waldgebirgen gehört unstreitig der Böhmerwald mit seinen endlosen Nadel- und Laubwäldern, himmelanstrebenden Bergkuppen, lieblichen Auen und romantischen Schluchten, mit seinem herrlichen Quellwasser, seiner harzduftigen, sauerstoffreichen Wald- und Bergluft und seinem gemäßigten Klima. Der Winter bringt zwar viel Schnee und Wetter, ist aber in Hinsicht auf Temperatur mild und erträglich, während Lenz und Sommer nicht allzu glühenden Sonnenbrand entfalten, sondern die kühlenden „Gebirgslüfterl“ wehen lassen, von denen man sich so gerne umkosen läßt . . .

Verhältnißmäßig ist auch hier der „Auswärts“ — Frühling — die ungesundeste Zeit, und der tyrannische März fordert auch hier alljährlich mit unerbittlicher Gewalt seine zahlreichen Opfer, was den Wäldler zu dem Sprichwort veranlaßt haben mag: „Mürz'nluft is Toud'nluft“.

Zweck dieses Volksbildes soll es nun sein, darzulegen, wie man in der Waldwildniß der Gabreta Silva stirbt, betrauert, begraben und verewigt wird.

In der Regel erfolgt der Tod bei Anwesenheit aller Hausinsassen und Verwandten, die ein erbärmliches Klagegeschrei ausstoßen, sobald sie merken, daß der Sterbende „zuigt“ — zieht — d. h. in den letzten Zügen liegt. Da muß denn dann die Großmutter oder irgend ein „G'scheidter“ die Weinenden ermahnen, stille zu sein, „damit der Sterbende nicht so hart stirbt.“ Es geht nämlich der Glaube, daß das Sterben um so schmerzvoller und langsamer erfolge, je mehr dabei die Leidtragenden weinen und schreien, in welch' letzterer Beziehung dieselben wahre Wunder wirken. Da schlägt man die Hände unter fortwährendem Vorbeugen des Rumpfes über dem Kopfe zusammen und schreit und jammert, daß einem dabei „gruselig“ zu Muthe wird. Während die nächsten Anverwandten so wehklagen und „lamentiren“, beten die herbeigeeilten Dörfler eine Legion „Sterbegebete“, den „Glaub'n God“ und den „Rous'n-kronz“. Das macht, daß die Seele leichter Abschied nimmt vom geliebten Heim . . .

Während dessen läuft eine Person zum Küster, um das „Züglöckl“ — Sterbeglöcklein — läuten zu lassen. Sobald die Dörfler diese bang-ernsten, wimmernden Klänge vernehmen, eilen sie in das Haus, wo soeben der Tod seinen Tribut geholt; die Neugierde spielt dabei freilich eine größere Rolle als das Mitgefühl.

Der Leichnam wird nun an Kopf, Gesicht, Händen und Füßen gewaschen, damit er rein in den Reinigungsort der armen Seelen, in's „Fegfuia“, eingehe, mit reiner Wäsche, bestehend aus der feinleinenen, schon bei Leb-zeiten zubereiteten „Toud'npfoad“, und dem schönsten

„G'wond", angethan und auf das „Toud'nbrett" — Todtenbrett — gelegt, das eigens zu diesem Zwecke schon von den Ahnen her im Hause vorräthig ist. An dieses Todtenbrett knüpfen sich verschiedenartige „Weihrazg'schichten" — Spukgeschichten — und deshalb liegt es fortwährend im entlegensten Winkel des Hochbodens verborgen, bis es sein Zweck neuerdings zu traurigem Gebrauche zurückruft. Jeder Hausbewohner meidet nicht nur bei der Nacht, sondern auch bei „helllichtem" Tage fürsorglich den betreffenden Winkel, wo sich das Todtenbrett befindet, denn wunderbare Dinge will man daselbst zuweilen geschaut haben. Haben doch auf diesem mystischen Brette Urgroßvater, Großeltern, Eltern, Geschwister und Verwandte ihre letzte Schlummerstätte im irdischen Heim gefunden, und noch heute gähnt dasselbe gespenstisch aus den dunklen Höhen des Hochbodens hernieder zum Schrecken der Kinder und der Weiber.

Ebenso wird auch der Topf, aus welchem der Todte gewaschen wurde, zu keinem häuslichen Zwecke verwendet, weil er von nun an „dem Todten gehört." Aus diesem Grunde wird er unter die Stauden an den die Wiesen und Felder scheidenden Steinmauern geworfen, wo er von den Glasscherben und bunte Steinchen suchenden Kindern gleichsam sorgfältig vermieden wird, weil es an dieser Stelle gewöhnlich „weihrazt" — spukt.

Sobald nun der Verstorbene auf dem Todtenbrette liegt, kniet Alles nieder, und der im Dorfe bei derartigen Anlässen eine Hauptrolle spielende „Betvoda" — Betvater — betet für die Seelenruhe des „Abgeschiedenen" die volksüblichen Gebete vor, die von den Anwesenden

nachgesprochen werden. Zu Häupten des Todten stellt man das „Liachtglasl“, in welchem das „Toud'nliacht“ mit düster-flackerndem Schimmer leuchtet, ein Crucifix und ein Glas mit Weihwasser, in welchem sich zum Besprengen des Todten ein aus Kornähren zusammengesetztes „Sprengbüschl“ befindet. Ueber den Leichnam breitet man ein schneeweißes Leintuch und die erste Ceremonie ist beendet. Jeder Dörfler, der den Verstorbenen ansehen will, nähert sich diesem mit heiliger Scheu, schlägt das weiße Todtentuch zurück, schaut sich den Entseelten noch einmal recht aufmerksam an, nimmt dann das „Sprengbüschel“, besprengt damit den Todten, bezeichnet dessen Stirne, Mund und Brust mit dem hl. Kreuzzeichen, deckt ihn wieder zu, kniet dann an dem Leichnam nieder und verrichtet für dessen Seelenwohl ein andächtiges Gebet, dabei oft heiße Thränen vergießend.

Abends beginnt das „Beten“, das sich an den beiden folgenden Abenden wiederholt. Aus jedem Hause muß der Sitte gemäß wenigstens eine Person „in's Beten“ gehen, und bald bewegt sich ein reicher Strom „Betgeher“ nach dem Trauerhause. Der Mond scheint hell, der Hochwald rauscht schwermuthsvoll, der Uhu schreit durch die ernste Waldnachtstille. Der „Bua“ begleitet das „Diandl“, die Weiber schrecken durch übermäßige Lärmentwicklung die ruhende Natur aus ihrem Schlummer auf und die „Moner“ — Männer — erörtern mit den gewichtigen Mienen Sachverständiger die Ursachen und Folgen des eingetretenen Todes. So gelangen die „Beter“ in's Trauerhaus. Daselbst harrt ihrer bereits der „Vorbeter“ oder der „Betvater“,

wie er auch anders genannt wird, der meistenfalls zu den Dorf-Koryphäen gezählt wird. Dumpfes Gemurmel durchbraust alsbald die stille Leichenkammer: die „Beter" unterhalten sich leise. Hält es der „Vorbeter" an der Zeit, die Todtenandacht zu beginnen, so kniet er sich auf den eigens für ihn bestimmten Schemel vor dem Tische, so das Zeichen zum „Beten" gebend. Flugs sinken alle Beter auf ihre Knie, falten frommgläubig die Hände und harren des Weiteren. Jetzt schlägt der „Betvater" den dickbändigen „Himmelschlüssel" auf und beginnt die Andacht. Zuerst wird der Rosenkranz, dann eine Todtenlitanei gebetet, während dessen die meisten „Beter" ein-„noferz'n" — einschlummern —; sodann folgt eine nicht enden wollende Reihe von allerlei „Gebeten" aus dem „Himmelsschlüssel", bis schließlich gegen Mitternacht hin der Schlaf seinen Tribut fordert und der Andacht ein erwünschtes Ende macht. Auf dem Heimwege wird nur zu bald der Todte vergessen, der „Bua" steht noch lange vor Liebchens Kammerfenster, der Bauer gönnt sich noch eine „Halbe" im Dorfkruge und die Weiber besprechen mit staunenswerter Ausdauer die beim „Beten" gemachten Erfahrungen.

Nur im Trauerhause herrscht Todtenstille, Grabesruhe, Nachtfrieden. Trüb flackert das Licht im „Liachtglasl" zu Häupten des Todten . . .

Nach dem dreimaligen „Beten", dem mitunter auch eine allnächtliche „Todtenwacht" folgt, erscheint in Orten, wo kein Arzt lebt, der „Richter", um die „Todtenbeschau" aufzunehmen, wovon er leider keinen Begriff hat. Indeß, der Richter nimmt diese heikle Sache nicht allzu genau

und stellt ruhigen Gewissens den „Toud'nzettel" aus, mag nun der Scheintodt-Begrabene im Grabe trachten, mit seinem unerbittlichen, gräßlichen Schicksal fertig zu werden . . .

Während der Verstorbene im Hause auf dem „Todtenbrette" ruht, wird ihm täglich Mittags und Abends mit allen Glocken der Kirche „ausgeläutet". Der sich himmelwärts schwingenden Seele muß ein würdiges Geleite zur Reise in's große, unbekannte Land mitgegeben werden, und deshalb besteht die gewiß schöne Sitte des „Ausläutens", das sich in der Berg- und Waldwelt, besonders zur erstorbenen Mittagszeit, ungemein wehmüthig und stimmungsvoll, oft bis zu Thränen rührend, anhört, wenn von dem stillen Dorfkirchlein diese ernsten, förmlich klagenden Glockenstimmen in die lauschenden Bergwälder hinausweinen . . .

Da durchzieht die arme Menschenbrust ein schmerzlich' Gedenken an die Vergänglichkeit und Nichtigkeit aller irdischen Pracht und Größe, und Trauer und Wehmuth erfüllen das Herz . . .

So erscheint der „Begräbnißtag", wo der Todte eingesargt und in die Grube gesenkt wird. Der Reiche wird „abgeholt", der Arme „nach der Stola" begraben. Will man den Leichnam „abholen", so muß man Tags zuvor Pfarrer und Lehrer verständigen: Der Pfarrer muß den Todten „einsegnen", der Lehrer „besingen". Am Begräbnißtage früh Morgens kommt der „Schreiner" und legt mit Hilfe der Hausbewohner den Todten in die „Toud'ntruha" — in den Sarg. Dann wird der Entseelte mit Blumen und Blattgold reichlich geschmückt,

die über der Brust gekreuzten Hände tragen einen Rosenkranz und ein Gebetbuch, die mit in's Grab wandern müssen. Sodann wird der noch ungeschlossene Sarg inmitten der großen Stube aufgebahrt. Nach und nach stellen sich nun die Trauergäste ein. Die Sitte verlangt, daß aus jedem Haus wenigstens eine Person dem Leichenbegängnisse beiwohne, und diesem Gebote der Nächstenliebe wird auch bereitwilligst Folge geleistet. Alle Leidtragenden versammeln sich in der Stube, wo der Todte aufgebahrt liegt, und beten den Rosenkranz. Endlich kommt der Pfarrer und der Lehrer mit seinen Sängern, welche mit großem Ernste die „Stimmen" des „Toud'nliad's" — Todtenliedes — in Händen halten. Der Lehrer gibt das Zeichen, da wird der Sarg unter entsetzlichem Wehklagen der Hinterbliebenen geschlossen und „zugenagelt". Dann nehmen die „Trager" den Sarg und neigen ihn, ihn in's Freie tragend, dreimal an der Schwelle der Zimmer- und Hausthüre, was den Abschied des Todten von seinem Heim versinnlichen soll. Draußen wird er auf die Bahre gelegt und „besungen". Das Herbe des Todtenliedes, während dessen Vortrag Alles weint, wird noch gesteigert durch die oft beleidigende Wiedergabe dieser schauerlichen Tondichtung seitens des Lehrers und seiner „Leute". Nachdem dieselben zehn bis zwanzig „G'setzl'n" heruntergejammert haben, wird die Leiche vom Priester „eingesegnet", und bei Glockenklang zur Kirche getragen. Oft bewegt sich ein stattlicher Leichenzug die steinige Straße entlang zum traulichen Dorfkirchlein. Voran geht der „Kreuztroger", diesem folgt die Dorfjugend, Lehrer und Sänger, Pfarrer und Mini-

stranten, dann kommt der „Grabkreuzträger", welcher dem nachfolgenden Sarge das kleine hölzerne Grabkreuz vorträgt, das man zu Häupten des Grabhügels einpflanzt und so lange stecken läßt, bis es den Einflüssen der Elemente erliegt. Reiche Bauern aber setzen später an dessen Stelle einen schönen Grabstein oder ein kostbares Grabkreuz aus vergoldetem Eisen mit sinniger Inschrift.

Dem Sarge folgt die große Zahl der Leidtragenden, die Alle getreulich nachbeten, was ihnen der „Vorbeter" vorspricht. Betend und weinend gelangt man mitunter nach einstündigem Marsche zum Dorfkirchlein. Am „Kirchnplotz" wird der Leichnam von einer Menge Neugieriger erwartet, die bei dessen Nahen andächtig das Haupt entblößen.

Vor der Kirchenthüre wird der Todte noch einmal „besungen" und „eingesegnet", um dann unter dem Trauergeläute der Kirchglocken zum „Freithof" getragen zu werden. Auf dem Wege dahin singt der Lehrer das „Miserere". Reiche Leute ziehen auch zur „Erhöhung der Feier Musik herbei, die die „Trauermärsche" zu „blasen" hat.

Jetzt erfolgt die Grablegung unter dem üblichen Ceremoniel. Charakteristisch dabei ist das herzzerreißende Geschrei der Hinterbliebenen, die sich in manchen Fällen wie wahnsinnig geberden und sich die Haare ausraufen, wenn der theuere Todte in die Grube, den Ort des ewigen Schlafes, gesenkt wird. Manches Weiblein wird da ohnmächtig hinweggetragen . . .

Nun erst wird das Requiem „abgehalten", wobei sich die „Chormusik" besonders auszuzeichnen bemüssigt

glaubt. Nach dem Trauergottesdienste begeben sich die Leidtragenden in's Wirtshaus, wo sie für ihre Angehörigen die volksüblichen „Todtensemmeln" kaufen und dann in gedrückter Stimmung „hoam" wandeln. Den Leichenschmaus kennt man im Böhmerwalde nicht.

Der Todte aber wird nie und nimmer vergessen und sein Grabhügel prangt in einem steten Blumen- und Blütenschmucke. Kein Blümlein, ja nicht einmal ein Grashalm darf vom Gottesacker gepflückt werden, denn solch' einen freventlichen Raub würde sich der Todte mitternächtlicher Weile zurückholen, wie der fromme Volksglaube berichtet, und den Frevler träfe fürchterliche Strafe. Deshalb findet man auf jedem Friedhofe des Böhmerwaldes das lange, gebleichte, heimlich lispelnde und gespenstisch rauschende Gras, untermischt mit Blumen in allen Farben, und der Ort des ewigen Friedens erscheint uns darob doppelt geheiligt.

Alle Sonn- und Feiertage vor der Messe pilgern die Wäldler zum Grabhügel ihrer Verstorbenen und beten dort lange, dabei leise weinend. Es ist der letzte Tribut der Liebe, die man dem Todten für alle Zeiten weiht . . .

In einigen Gegenden, besonders in der Arbergegend, ist es Sitte, daß man die „Todtenbretter", bunt bemalt, mit volksthümlichen Sprüchen und Zeichnungen versieht und dieselben an den Seitenrändern der Straßen, der Raine und Feldwege aufstellt, daß der Reisende mitunter eine förmliche Bretterstadt zu bewundern Gelegenheit hat; dem nächtlichen Wanderer aber sind sie ein Dorn im Auge, denn wunderbare Dinge sollen mitternächtiger Weile allhier „vorgehen", denn nicht

jeder Verstorbene ist so glücklich, zur ewigen Seligkeit einzugehen — gar mancher muß allnächtlich auf die Welt zurück und zum Schrecken und Entsetzen der furchtsamen Erdenbewohner „weihraz'n“ — spuken — und „regieren“, wovon so mancher Wäldler ein ernstes Wörtlein sagen könnte. Doch wir wollen nicht daran glauben und allen Böhmerwald-Todten aus tiefstem Herzen zurufen: „Ruhet in Fieden!“

Fastenbild.

Sie ist gerade nicht so traurig, diese Fastenzeit, wie man vermöge ihres kirchlichen Charakters zu denken berechtigt wäre, im Gegentheile! der Wäldler hat von seiner Faschingslust nicht ein Atom eingebüßt, er ist nicht kopfhängerisch, nicht „mamelukisch“, weiß auch wenig von den traditionellen Bußübungen oder kümmert sich um dieselben nicht viel oder gar nicht. Nur die alten Mütterlein, Greise und Betschwestern sieht man zuweilen mit um die dürren, gefalteten Hände geschlungenem Rosenkranze „auf da Sunn sitzen“, wo sie den „schmerzensreichen“ Rosenkranz halb nickend, halb wachend, halb murmelnd, halb lallend „herunterleiern“, damit sie „in den Himmel kommen, und nicht in's „Fegfuia“ müssen“. — Hingegen sind Burschen und Dirnen „kreuzfidel“. Und wer sollte auch in diesen schönen, milden, frühlingsverkündenden Tagen nicht fröhlich sein! Der strenge,

mürrische Winter, in dessen Banne die Waldlandschaft seit Allerheiligen geschmachtet, ist auf der Flucht vor dem allmälig erwachenden Lenze. Warm und golden scheint die freundliche Sonne auf die in unbeweglicher Ruhe träumenden Tannen- und Fichtenforste des herrlichen Waldgebirges und ab und zu ist der rauschende, sausende und polternde Schneefall von den erwärmten Aesten und Zweigen vernehmbar, welchem Geräusche wieder grabestiefe Waldesstille folgt. Von den riesigen Schindeldächern der Dorfhäuser rinnen plaudernd und schwätzend die „Schortropfa“, eine Musik, die eigenthümlich anmuthet und stimmt. Auf den Gassen und Straßen tummelt sich die lebensfrohe Dorfjugend lärmend und johlend herum, Schellengeläute und Pferdegewieher, Peitschenknall und Schlittensausen beleben die lenzahnende Flur, aus den nahen Wäldern erschallt der Schlag der Aexte, der heitere Jodlersang der „Scheithauer“ — der Holzhacker — und das leise Rauschen des Hochwaldes. Und erst die krähenden Hähne, die gackernden Hennen, die es jetzt geschäftig haben, ihren Herrinnen einen reichlichen Vorrath von Ostereiern zu legen! Wahrlich, schon dieses Hühnerconcert allein ist im Stande, das lenzerwartende Menschenherz freudig und fröhlich zu stimmen.

Senkt sich dann die lauschige Nacht hernieder auf die ernstdunklen Wälder, dann verstummt dieses geschäftige Leben und Treiben und der stille Mond führt seine goldene Herde auf der dunkelblauen Wiese des Himmels herauf und verklärt mit seinem milden Strahlenlichte die nachtfeierliche, regungslose Waldlandschaft. Der tagsüber im Aufthauen begriffene Schnee gefriert derartig

hart, daß „der Horscht trägt", wie die Wäldler sagen. Nun verlassen Burschen und Mädchen ihre Kammern und huldigen dem Vergnügen der „Schlittenfahrt". Welch' lebensfrische Idylle! Ein großer Holzschlitten wird auf die nächste Anhöhe oder Hügel gezogen, wo sich die verliebten Paare, Hand in Hand, Seite an Seite gedrückt, „aufsetzen". Haben sich Alle auf den oder auf die Schlitten gesetzt, so vertrauen sie sich in ihrem Liebesrausche ganz und gar dem „Lenker" an, der sich knieend an die hinterste „Spange" des Schlittens setzt und durch seines Fußes Kraft und Geschicklichkeit den pfeilschnell den Abhang hinabsausenden Schlitten nach Belieben lenkt und wendet. Freilich erfordert dieses Geschäft viel Um- und Vorsicht, Gewissenhaftigkeit und Geschicklichkeit, will man dabei ein Unglück vermeiden. Doch findet dieses „Lenkeramt" immer „seinen Mann" und Unglücksfälle sind unbekannt.

Oft gleiten zehn bis zwanzig Schlitten, eine ganze Schlittenburg! über die hartgefrorene, krystallreine Schneefläche dahin. Die heiterste Gemüthlichkeit beseelt diese nächtlichen Lustfahrten, die oft bis über Mitternacht dauern. Schallender, in den Wäldern verhallender Jodlersang, lärmendes Lachen und Jauchzen, lustiges Pfeifen, Schäkern und Plaudern beleben die geisterhafte Nachtstille und manche liebesentflammte Herzen finden dabei Befriedigung ihrer Sehnsucht und Triebe. — Hat man diesem idyllischen Vergnügen Genüge gethan, dann „weisen" die „Buama" ihre „Moila" „hoam", und nächtliche Stille ruht wieder auf der funkelnden Landschaft.

Aber nicht allnächtlich pflegt man dieser nächtlichen Schlitten-Rendez-vous. In den meisten Fällen wechseln

sie ab mit der „Rockarois“ — Rockenreise — deren Wesen bereits geschildert wurde.

An einem dritten Fastenabende geht man in's „Federschleißen“ zu irgend einer Bäuerin, welche Tags zuvor bei den Dorfmädchen „angesagt“ hat. Jede „Angesagte“ erscheint gerne. Um den großen, weißen Fichtentisch sitzen die lustigen Dirnen und schleißen bei Gesang und Geplauder der Bäuerin riesige Federnvorräthe auf, was freilich oft drei bis fünf Abende dauert. Die geschlissenen Federn wandern in den „Fedasock“, die „Stiften“ bettet man kurzweg auf den Fußboden. Sind dann die Dirnen nach Hause gewandert, so kehrt die Bäuerin die „Stiften“ zusammen und macht aus ihnen „einen Stiftenpoista“ — Stiftenpolster — der immer als „Unterpolster“ dient. Ist man mit dem „Federschleißen“ fertig, so trägt die Bäuerin Kaffee, Weißbrot und Branntwein auf, wobei manche Maid so munter und elektrisch wird, daß sie nach Hause getragen werden muß!

Nur am Samstags-Abende heißt es fein zu Hause bleiben. Die Samstagsnacht „gehört der lieben Frau“, und demgemäß muß an diesem Abende die „Liebfrauenandacht“ verrichtet werden. Eher denn je wird das einfache, aus „saurer Suppe“, Brot und Kartoffeln bestehende Nachtmahl eingenommen. Sodann nimmt der Hausvater Rosenkranz und „Meßbüachl“ zur Hand, dabei das Zeichen gebend zur Andachtsverrichtung. Alles gehorcht diesem Winke: Das Gesinde kniet an den Wandbänken herum, Vater und Mutter sitzen am Tische. Zuerst wird der „schmerzensreiche Rosenkranz“ gebetet, diesem folgt eine Legion von Mariengebeten, welche der Hausvater

mehr oder minder geläufig aus dem Gebetbuche vorliest. Diese Andachtsübungen werden zuweilen dermaßen ausgedehnt, daß dabei Alles einschläft, bis dann endlich auch der Vorbeter in Schlaf verfällt. Um so origineller ist dann das allmälige Erwachen.

Am Sonntage singt man in der Kirche mit „gebührender Andacht" das „Fastenlied" zur quiekenden Orgel, die der Dorfschulmeister mit „heiler Noth" spielt, erquickt sich sodann an dem gekochten Speck mit „geriebenen Knödeln" (aus rohen Erdäpfeln verfertigt) und schwarzem Sauerkraut, während am Nachmittage im Wirtshause tolles Leben herrscht. Doch heißt es heute früher nach Hause gehen, als sonst, denn morgen beginnt das „Mistfahren". Im Böhmerwalde liegen die zu einer Wirtschaft gehörigen Wiesen und Felder oft stundenweit vom Dorfe entfernt. Weil man als Zugthiere allgemein die langsam dahintrottenden Ochsen verwendet, so ist man darauf bedacht, den „Mist" (Dünger) auf schnellere Art an die gehörige Stelle zu verschaffen. Dies geschieht mittelst der Holzschlitten. Einige Tage vorher wird „die Schlittenbahn gemacht"; ist dieselbe dann festgefroren, so „kann das Mistfahren losgehen". Ein Fuder Dünger wird auf den Holzschlitten „aufgeschlagen". Sodann setzt sich der Bursche auf die die beiden Schlittenhörner verbindende „Spange" und läßt dem Schlitten freien Lauf, was um so möglicher ist, als sich der Schlitten thalab bewegt. Ihm obliegt nur die Pflicht des geschickten Lenkens, wenn der pfeilschnell dahinsausende Schlittten „aus dem Geleise kommt". Zu diesem Behufe führt er an seiner Seite den „Kral", eine auf einer starken Holz=

stange angebrachte Eisengabel, welche, mit wuchtiger Hand in den Schnee gestemmt, des Schlittens blitzschnellen Lauf hemmt.

An Ort und Stelle angelangt, wird der Schlitten „umgeschlagen", d. h. der Dünger abgeladen, und nun beginnt die eigentliche, mühevolle Arbeit: das Zurückziehen des Schlittens bergauf, wobei es viel Schweiß und „Sacramentieren" gibt.

Auf das „Mistfahren" freut sich Jung und Alt; oft gleitet ein ganzes Schlittenmagazin über die eisige Schlittenbahn hin, volksthümlicher Liedersang und Jodlerschrei durchschallt die träumenden Felder und Wälder und Witz und Scherz verkürzen die Arbeit.

Neigt sich dann die Fastenzeit dem Osterfeste zu, dann geht man an die Erfüllung des Kirchengebotes! „Du sollst Deine Sünden zur österlichen Zeit dem verordneten Priester beichten!" Diesem Menschengebote wird willig Gehorsam geleistet. Damit mehr „Ordnung in die Sache" komme, wird die Beichtzeit in mehrere Abschnitte eingetheilt. In der ersten Woche gehen die „Monna" (die Männer) zur Beicht. Der Pfarrer hat es also bestimmt, als er nach der Predigt „zu Jedermanns Wissen" kund gab, daß eingehende Woche „die Männerbeichtwoche" sei. Die „Monna" ziehen nun ihre „Feitogsg'wonda" an, stecken „einige Kreuzer" oder auch Gulden in die Hosentasche und wandern frühmorgens beim ersten Dämmerschein gruppenweise, und lebhaft „im Dischkurs", dem Pfarrorte zu. Im „Pforrhof" wird gebeichtet. Schläft der „Pforra" noch, so muß ihn die „Pforraköchin" wecken.

Salbungsvoll wird die „geweihte Hand" zum Kusse dargeboten, andächtig wird sie geküßt. Sodann wird gebeichtet und — losgesprochen. Nach der Lossprechung werden die „Monna" „o'gspeist", abgespeist, communicirt. Kaum haben sie den lieben Herrgott in sich aufgenommen, so eilen sie mit wahrem irdischen Heißhunger vom Tische des Herrn zum Wirtshaustisch, allwo sich alsbald ein Leben zu entfalten beginnt, ein Leben so voll der tollen Streiche und „Stückl", das in den allermeisten Fällen erst in den vorgerücktesten Nachtstunden seinen Abschluß findet. Oft bringt in derlei Fällen ein Ehegatte seiner zärtlichen „Hälfte" einen derben „Affen" nach Hause, den sich der reuige Sünder erst „ausschlafen" muß, um wieder „frisch beim Handwerk" zu sein.

Die zweite Woche ist die „Weibawoche", die Weiberwoche. Die Weiber wandern gesellschaftlich klatschend in die Kirche, trinken nach der „Abspeisung" im Wirtshaus ihre „süße Suppe" — den Kaffee — belustigen sich dann bei Branntwein den ganzen Vormittag, kaufen Mittags für ihre Kinder die „Beichtsemmeln" und wandern schließlich Nachmittags zankend, hadernd und schreiend nach Hause. Die Kinder ziehen ihnen schaarenweise entgegen, um ihre langerwartete „Beichtsemmel" desto eher zu bekommen.

Die dritte Woche heißt die „Buamawoche", allda es viel „Graff" — Geraufe — gibt. Die vierte Woche ist die „Menschawoche", Mädchenwoche, wo es viel „Tritsch-Tratsch" und gar keine „festen Vorsätze" gibt. In der fünften Woche gehen die „Herrnleut" zur Beichte.

Darunter versteht man Lehrer, Finanzwache, Försterei, Gemeindevorsteher, Heger u. dgl. m. Diese benehmen sich „solid“, wiewohl ein ganz „leiser“ Affe auch nicht ausgeschlossen sein soll.

Ueber alle diese „Beichtkinder“ wacht das „Hirtenauge“ des Pfarrherrn und dreimal Wehe Demjenigen, der es unterlassen, die „österliche Beicht“ zu verrichten! Der wird dann in der Predigt mit donnernder Strafrede an den Pranger gestellt, so „daß er die „Schond“ auf sich hat“.

So vergehen die lieblichen, sonnigen Fastentage im Böhmerwalde.

Die Tage werden immer länger, die Sonne strahlt stets wärmer, der Schnee „leint“ — thaut — auf, es wird „awa“, die Brünnlein und Bächlein fließen und plaudern, „Gänsbleaml“ und „Oustableaml“ (Dotterblumen) erheben ihre leuchtenden Köpflein, Frühling ist da: Ostern, das hehre Fest der Auferstehung, hält Einzug in die gigantischen Berge und sagenreichen Wälder des Böhmerwaldes und beglückt die ganze Natur mit unendlichen Wonnen!

Verlagsbuchhandlung „Leykam“ in Graz.

Verlagsbuchhandlung „Leykam“ in Graz.

Peter, Johann

Charakter- und Sittenbilder aus dem deutschen Böhmerwalde

Graz 1886